TIPPU TIP

von

DR. HEINRICH BRODE

BERLIN 1905
DRUCK UND VERLAG
WILHELM BAENSCH
AKTIENGESELLSCHAFT

26

Tippu Tip.

Tippu Tip

ebensbild eines zentralafrikanischen Despoten

Nach seinen eigenen Angaben dargestellt

von

Dr. Heinrich Brode

Berlin 1905.
Druck und Verlag von Wilhelm Baensch
Aktien-Gesellschaft.

Vorwort.

Seit längerer Zeit in Zanzibar ansässig, hatte ich Gelegenheit, den Helden dieses Werkes näher kennen zu lernen, und es gelang mir, ihn zur Abfassung seiner Lebensgeschichte zu bewegen, die mir bei der wichtigen Rolle, die Tippu Tip in der Geschichte der Afrikaforschung gespielt hat, von Interesse erschien. Seine Schilderungen sind, von ihm in Suaheli mit arabischen Lettern abgefaßt, von mir in lateinische Schrift transscribiert worden und so, nebst einer deutschen Übersetzung in den „Mitteilungeu des Seminars für orientalische Sprachen" Abteilung III, Jahrgang V und VI, erschienen.

In dem Vorwort zu jener Arbeit wies ich bereits darauf hin, daß die Veröffentlichung an dieser Stelle in erster Linie einem linguistischen Zwecke diente, und kündigte an, daß ich beabsichtigte, das mir von Tippu Tip gebotene Material zu einem allgemein verständlichen Werke über sein Leben zu verarbeiten.

Das vorliegende Buch ist die Ausführung dieser Ankündigung. Infolge dringender Berufsarbeiten hat sich die Herausgabe länger verzögert, als ich voraussehen konnte.

Ich habe mich bemüht, auch dem Leser, dem afrikanische Verhältnisse fremd sind, im Rahmen der Lebensgeschichte einer hervorragenden Persönlichkeit ein Bild der Schicksale zu geben, die über den dunkeln Erdteil hingezogen sind, bis er nach und nach in europäische Hände fiel. Die im ersten Kapitel gegebene historische Einleitung mag manchem weit hergeholt erscheinen, dennoch mochte ich sie mir im Interesse des Gesamtwerkes nicht versagen. Wen sie ermüdet, den bitte ich, beim zweiten Kapitel anzufangen; wer jedoch die Mühe, sie durchzulesen, nicht scheut, wird darin manchen Fingerzeig finden, der ihm das Verständnis der späteren Schilderungen erleichtert.

Ehe ich das Werk aus der Hand gebe, drängt es mich, allen denen, die mich bei der Abfassung mit Rat und Tat unterstützt haben, meinen Dank auszusprechen.

Zanzibar, im September 1903.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Historische Einleitung: Ostafrika bis zur Regierungszeit von Sejjid Said (1806—1856).

Marche toujours, un monde est là.
Guillain.

Inhalt: Über älteste Zeit-Berichte Herodots und der Bibel. Funde in Maschonaland. Periplus des erythräischen Meeres. Zahlreiches Vorkommen von Negersklaven in Arabien. Politische Zustände in Arabien im 7. Jahrhundert begünstigen Auswanderung. Die Chroniken von Kilwa. Arabische und persische Einwanderungen um das 9. Jahrhundert. Städtegründungen. Blüte Kilwas um das 12. Jahrhundert. Lebhafter Handelsverkehr mit Indien und China. Portugiesenzeit (16. bis Mitte 18. Jahrhundert) Blüte uud Verfall. Nach Vertreibung Bruderkampf unter Arabern, schließlicher Sieg der Busaÿds. Neue Glanzzeit unter Sejjid Said. Ausdehnung des politischen Einflusses bis ins Innere. Tabora, Ujiji.

Als um die Mitte des jüngst verflossenen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den Erdteil, den man den dunklen zu nennen gewohnt war, gelenkt wurde, da waren sich wohl die wenigsten, zu denen die Kunde drang von den erstaunlichen Entdeckungen europäischer Reisender — von Schneebergen und mächtigen Seen am Äquator — darüber klar, daß bereits Jahrtausende vorher jene Ostküste, von der aus der Angriff auf die Geheimnisse des neuen Landes unternommen wurde, das Ziel kühner Seefahrer gewesen war. Kein geringerer als der Vater der Geschichte, Herodot, berichtet uns darüber, daß schon in uralter Zeit phönizische Fischer die Südspitze Afrikas umsegelt haben. Zwar sind jene Nachrichten verworren und, was sie erzählen, ist nicht immer mit dem geographischen Wissen unserer Tage vereinbar, doch wie jedes Echo der Wiederhall einer wirklichen Stimme ist, so ist auch keine Fabel so töricht, daß nicht ein Körnlein Wahrheit in ihr steckt. Und in der Tat reden die mächtigen Ruinen des Maschonalandes, die, vor wenigen Jahrzehnten entdeckt, in letzter Zeit von Carl Peters weiter durchforscht wurden, eine gewaltige Sprache von uraltem Kulturleben an der afrikanischen Ostküste; man darf annehmen, daß die Vorkämpfer des Seehandels, Phönizier und Assyrer, hier gesäet und geerntet haben, und selbst das rätselhafte Land Ophir, zu dem nach dem Bericht des alten Testamentes

König Hiram seine Meerschiffe entsandt hat,*) scheint greifbare Gestalt anzunehmen — aber über dem ganzen schwebt doch der Schleier des Sagenhaften, den der Forscher hie und da leise lüften darf, den er aber nie ganz hinwegreißen kann von dem steinern Antlitz der Sphinx, dieser unerbittlichen Wächterin uralter Geheimnisse.

In all dem Chaos von Märchen und Fabeln bleibt nur die Tatsache bestehen, daß jene Regionen den ältesten seefahrenden Völkern bekannt waren, ebenso wie sie bereits zwei Jahrtausende vor Christus die indischen Halbinseln gekannt hatten.

Eins der ältesten historischen Dokumente über die Geographie Ostafrikas haben wir in dem zu Beginn unserer Zeitrechnung erschienenen wohl fälschlich dem Arrianus von Nikodemia (Anfang des zweiten Jahrhunderts) zugeschriebenen Periplus des erythräischen Meeres,**) der von einer großen Stadt Raphta berichtet, deren Lage sich zwar genau nicht mehr feststellen läßt, die aber nach Ansicht der meisten Interpreten zwischen den jetzigen Küstenplätzen Mombassa und Mozambique gelegen haben muß. Einen späteren Beweis für den Zusammenhang Ostafrikas mit der arabischen Halbinsel ergibt die Tatsache, daß in den südarabischen Religionskriegen des achten Jahrhunderts Negersklaven einen erheblichen Bestandteil der Heeresmassen bildeten.***) Ihre Zahl und Macht wuchs so, daß sie hundert Jahre später den Kampf mit ihren Unterdrückern aufnehmen konnten. Im Jahre 869 brach ein heftiger Sklavenkrieg aus, der von Basra ausgehend vierzehn Jahre lang Südirak und Chuzistan verwüstete und die arabische Herrschaft dort zu erschüttern drohte. Führer der Aufständischen war der Araber Ali bin Muhamed mit Beinamen el Chabith (das Scheusal), seine Horden hießen die Zeng, ein Wort, das gleichbedeutend mit dem zingis der Griechen, für die ostafrikanische Küste und deren Bewohner gebraucht wurde und noch heute in dem Worte Zanzibar (arabisch Zengibar = Land der Zeng) fortlebt.

Haben wir so einen klaren Beweis, daß afrikanische Eingeborene in Mengen als Sklaven nach den nördlichen Ländern verschleppt wurden, so waren andererseits die politischen Zustände in diesen Gebieten um das siebente und die folgenden Jahrhunderte so beschaffen, daß sie

*) 1. Könige Kap. 9 und 10.

**) Vergl. auch für das Folgende Guillain, Dokuments sur l'histore, la géographie et le commerce de l'Afrique orientale. Paris 1856 Band 1. S. 81 ff., und Strandes, Portugiesenzeit in Deutsch- und Englisch-Ostafrika. Berlin 1899. S. 81 ff.

***) Müller, der Islam im Morgen- und Abendland. Berlin 1885. Bd. 1 S. [illegible] ff.

eine Auswanderung nach den neuen Gebieten begünstigen mußten. Im Jahre 630 hatte Muhamed die Stadt Mekka, aus der er acht Jahre vorher hatte fliehen müssen, seiner Lehre und seinem politischen Einfluß unterworfen; zwei Jahre später lag ihm ganz Arabien zu Füßen. Unter seinen Nachfolgern Abu Bekr, Omar und Othman begann der Islam seinen glänzenden Siegeszug, der mit der Unterwerfung Südpersiens, Syriens, Ägyptens und des gesamten Nordafrikas endete. Die Ermordung Othmans im Jahre 656 gab der bis dahin allmächtig scheinenden Lehre den ersten Stoß*) und legte den ersten Keim zu seitdem nie endendem Bruderzwist. Othman hatte sich in seinem Handeln und Wandeln der Nachfolge des Propheten nicht würdig gezeigt und ward dafür von Fanatikern erdolcht. Aus rechtmäßiger Wahl ging als sein Nachfolger Ali, der Vetter und Schwiegersohn des Propheten, hervor, wurde jedoch von Othmans Anhängern, die ihn der Mitschuld am Morde Othmans bezichtigten, nicht anerkannt. Von ihnen wurde Moawija aufs Schild gehoben. Nach blutigen Kämpfen kam es im Jahre 657 zu einem Waffenstillstand und man beschloß, durch ein Schiedsgericht festzusetzen, wer Chalife sein sollte. Doch nicht allein daß man zu keiner Einigung kam, ward dieser geplante Ausweg eine Quelle neuen Zwistes. Indem man den Waffenstillstand annahm, beging man ein Verbrechen gegen den Kuran, der es verbietet, mit Aufrührern gegen Gottes Willen zu paktieren, sondern verlangt, daß man sie bekämpft bis aufs Messer. Alle diejenigen, die es mit den Vorschriften Gottes ernst nahmen, sonderten sich ab von den Anhängern Alis und nahmen unter dem Namen Charigiten, die sich Absondernden, den Kampf wider die Rebellen gegen Gottes Wort auf. In dem berühmten Gefecht bei Nahrawan (658) wurden sie fast bis auf den letzten Mann getötet, doch ihr Glaube starb nicht mit ihnen. Ein Charigit ermordete 661 Ali, dessen Sohn seine Ansprüche an Moawija abtrat, der wiederum von den Charigiten in verzweifelter, für die Letzteren verhängnisvoller Fehde bekämpft wurde. Doch allen Schicksalsschlägen zum Trotz erhielt sich die Sekte und gründete ein neues Staatswesen in Oman, dessen Bewohner später die Beherrscher Ostafrikas werden sollten und dies mit der alten starren Religion in gewissem Sinne bis auf den heutigen Tag geblieben sind, so sehr auch die letzten Jahrzehnte an ihrer Autorität gerüttelt haben.

---

*) Sachau, Religiöse Anschauungen der Ibaditischen Muhamedaner, in den Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen. Berlin 1898. S. 48—50.

Es ist naturgemäß, daß die oben geschilderten Zwistigkeiten in der Heimat Auswanderungen nach friedlichen Gegenden begünstigen mußten; daß solche ein bis zwei Jahrhunderte später tatsächlich nach der ostafrikanischen Küste erfolgten, ist bestätigt durch eine alte arabische Chronik, die den Portugiesen bei der Eroberung Kilwas im Jahre 1505 in die Hände fiel. Diese Chronik erhebt, namentlich in ihren ersten Anfängen, auf Genauigkeit keinen Anspruch. Sie besagt, daß die ersten arabischen Ansiedler in Ostafrika Anhänger Saids, eines Sohnes Husseins, des Urenkels, des Propheten gewesen seien. In der Chronik werden sie mit dem arabischen Worte ummet Said genannt, was von späteren Schriftstellern in Emosaiden verstümmelt worden ist. Diese Emosaiden sollen feste Städte noch nicht begründet, sondern nur zu gegenseitigem Schutze zusammengewohnt haben. Erst ein Jahrhundert später soll die erste Gründung muhamedanischer Städte erfolgt und damit der erste Schritt zur Unterwerfung der Küste getan sein. Um 900 nach Christus, so erzählt die Chronik, ist, verdrängt durch die politischen Zustände in der Heimat, eine Schar von Arabern aus der Stadt El Chase am persischen Golf geflüchtet und auf drei Schiffen unter Führung von neun Brüdern nach der Somaliküste gelangt, wo sie die Städte Mogdischu und Brawa gründeten. Eine weitere — diesmal persische — Einwanderung ist nach der Chronik etwa 70 Jahre später erfolgt. Wegen Familienzwistigkeiten soll Ali, ein Sohn des Sultans Hassan aus Persien, seine Heimat Schiraz verlassen haben und, von dem angeblichen Goldreichtum Afrikas angelockt, von Ormuz aus mit zwei Schiffen nach den erwähnten Ansiedelungen gekommen sein. Da er sich mit den Arabern nicht verstand, fuhr er weiter nach Süden und gründete die später zu mächtiger Blüte gelangte Stadt Kilwa. Auch eine zweite uns erhaltene Chronik Kilwas bestätigt jenen Ali als den Gründer dieser Stadt, wenn sie auch in den Einzelheiten von den Angaben der ersten Chronik abweicht. Alis Sohn Muhamed soll nach Angabe der ersterwähnten Chronik alsdann Mombassa gegründet haben, was durch eine über letztere Stadt geschriebene, uns erhaltene Chronik wenigstens insofern bestätigt wird, als nach ihr schirazische Scheichs die ältesten Herrscher der Stadt gewesen sind.

In dem heutigen Volke lebt noch die Erinnerung fort an eine frühere persische Einwanderung und es kann aus vielen Einzelheiten, auf die einzugehen hier nicht der Platz ist, als sicher angenommen werden, daß eine Zeit lang schirazische Familien mit einer der jetzigen arabischen weit überlegenen Kultur die wichtigsten Plätze der Ostküste beherrscht haben, ohne dadurch die bereits früher angesiedelten Araber, die ihnen numerisch immer überlegen gewesen sein mögen, zu ver-

drängen. Eine Spur solchen Zusammenlebens zwischen arabischen und schirazischen Machthabern hat sich bis auf die letzte Zeit in Zanzibar erhalten. Die Insel war seit lange in arabischem Besitz und mußte namentlich, als Said, der Sultan von Maskat, im Jahre 1833 seine Residenz dorthin verlegte, als vollkommen arabisches Land gelten. Trotzdem herrschte neben diesem Sultan, kaum drei Wegesstunden von dessen Residenz entfernt, in vollem Frieden und ohne ein Zeichen der Abhängigkeit, unter dem Namen Mwinyi Mkuu (Großer Herr) ein Herrscher zweifellos schirazischer Abkunft, den die Ureinwohner der Insel Wahadimu und Watambatu als ihren rechtmäßigen Gebieter ansahen. Dieser eigenartige Zustand hörte erst auf, als im Jahre 1856 der letzte Sproß jener Familie verstarb. Sein Grab liegt dicht vor dem Palaste des arabischen Sultans (auf dem Grundstücke des deutschen Klubs).

Wie sich die Verhältnisse an der Ostküste weiter entwickelten, ist aus den erhaltenen Chroniken nicht zu ersehen. Nach Art aller arabischen Geschichtsaufzeichnungen bringen sie langatmige genealogische Tabellen, die für die Folgezeit gar kein Interesse haben und aus denen der Forscher wenig über den jeweilig herrschenden Kulturzustand entnehmen kann. Hervorzuheben ist nur, daß um das Ende des zwölften Jahrhunderts in Kilwa ein Herrscher namens Hassan gewesen sein soll, der in achtzehnjähriger Regierungszeit seine Stadt zu hoher Blüte brachte und sie zur Beherrscherin des Handels bis herunter nach Sofala gemacht hat. Er soll auch ein großes Fort und viele Steinbauten errichtet haben.

Auch Mogdischu muß in jener Zeit eine bedeutende Stadt gewesen sein, wie aus zwei dort erhaltenen Inschriften aus den Jahren 1238 und 1269 hervorgeht. Es stimmt dies überein mit anderen Berichten, nach denen der Handel in Indien wie im ganzen arabischen Meere damals besonders in Blüte stand. Selbst die Chinesen, die schon lange einen lebhaften Verkehr mit Indien trieben, kamen kurze Zeit später nach Ostafrika. Marco Polo (1270—1293) berichtet, daß der Kaiser von China eine ganze chinesische Flotte zu einer Entdeckungsreise bis nach Madagaskar entsandt hat und aus späteren chinesischen Quellen geht hervor, daß chinesische Dschunken Mogdischu besucht haben. Die Beziehungen dieses uralten Kulturvolkes zu unserer Küste werden bestätigt durch chinesische Münzfunde in Kilwa und Mogdischu. Die Münzen rühren her aus dem sechsten bis zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Eine neue Epoche brach für Ostafrika herein mit den Entdeckungsfahrten der Portugiesen, beginnend mit der Umsegelung der Südspitze

Afrikas durch Bartholomeu Dias (1487) und der Indienreise Vasco da Gamas (1497—1502). Von nun an werden uns diese Länder geographisch näher gerückt. In welchem Stadium damals die Portugiesen die semitische Kultur an der Ostküste gefunden haben, ob gerade in ihrer Blüte oder bereits im ersten Beginn des Verfalles, läßt sich wohl kaum noch feststellen, jedenfalls sind ihre Berichte voll von Erstaunen über das, was sie an der Ostküste sahen und was freilich sehr verschieden gewesen sein muß von dem, was sie an der unzivilisierten Westküste zu sehen gewohnt waren. Von Sofala nach Indien war die ganze Küste entlang ein ausgedehnter Handel, namentlich in Gold und Kleiderstoffen aller Art. Die Einwohner waren weiße und schwarze Mauren (Araber und Suaheli), beide Stämme waren gut gekleidet und mit Gold und Edelsteinen reich geschmückt. Bald wurde durch Kampf und Verrat die ganze Küste portugiesisches Eigentum. Doch immer ist nur von der Küste die Rede. Ein tieferes Eindringen in das Innere wird nie erwähnt, ja man weiß kaum, wie es unmittelbar hinter den Mauern der befestigten Küstenplätze aussieht. Man begnügt sich damit, von hier aus dem Lande das Mark auszusaugen. Die Portugiesen waren weit schlechtere Kolonisten als die Araber. Ihre Herrschaft trug den Todeskeim in sich und nach zwei Jahrhunderten ist sie vom afrikanischen Erdboden verschwunden, als hätte es nie dort portugiesische Eroberer gegeben. Sie haben dem Lande nichts von einem besonderen Charakter verliehen; die Städte, die sie blühend antrafen, sind zerstört und nur hie und da erinnert eine steinerne Inschrift, eine im Ufersand verschüttete Kanone daran, daß hier vor Jahrhunderten eine europäische Nation ihre längst versunkene Macht entfaltet hat.

Nachdem der gemeinsame Feind endgiltig verdrängt war, begann in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zwischen den arabischen Stämmen ein Bruderkampf, der wiederum dem Lande zu schwerem Unheil gereichte und mit dem endlichen Siege der Busaiddynastie, der Herrscher des bereits erwähnten Oman, eines kleinen, in der Nordostecke Arabiens belegenen, ärmlichen Ländchens endete. Unter dem Sultan Said (1804—1856) beginnt eine neue Blütezeit Ostafrikas. Als sechszehnjähriger Jüngling stößt dieser geniale, vor keinem Mittel zurückschreckende Herrscher seinen Oheim Kis bin Ahmed vom Thron von Oman, wenige Jahre später sind seine letzten Feinde in Mombassa durch Hinterlist und Waffengewalt niedergeworfen und als er endlich im Jahre 1832 seine Residenz nach Zanzibar verlegt, ist ein unermeßliches

*) Guillain a. a. O. Bd. 1. S. 570 ff. und Burton, Zanzibar city. island and coast. London 1872. Bd. S. 290 und 291.

Reich von der Nordostspitze Arabiens an die ganze ostafrikanische Küste entlang bis hinab zum Kap Delgado unter einem Szepter vereint.

Zwar sind es vom afrikanischen Festland auch hier nur die Küsten, auf die ein unmittelbarer politischer Einfluß ausgeübt wird, aber schon hat man vereinzelt begonnen, in das Innere vorzudringen, um sich dessen Schätze zu eigen zu machen. Denn das Gold von Sofala ist in Vergessenheit geraten, neue Werte sind an seine Stelle getreten. In Zanzibar hat man die Nelkenkultur eingeführt, die man auf Mauritius kennen gelernt hat und die sich in erstaunlich kurzer Zeit die Inseln Zanzibar und Pemba erobert, denen sie noch heute ihr Gepräge gibt. Zur Bewirtschaftung der Nelkenpflanzungen aber gebraucht man Arbeitermaterial und dies liefert in ausgiebiger Menge das dunkle Innere. Was auf den weiten Plantagen keine Verwendung findet, das wird, wie schon über ein Jahrtausend vorher, in Massen nach dem Norden, Arabien und den Ländern des persischen Golfs ausgeführt und bringt den Sklavenjägern und Zwischenhändlern reichen Gewinn, nicht minder dem Herrn des Landes, der von jedem nach Zanzibar gebrachten Sklaven eine beträchtliche Kopfsteuer erhebt. Ein weiterer wichtiger Handelsartikel wird das Elfenbein, nach dem die Begierde immer weiter und weiter lockt in Gegenden, wo man den kostbaren Zahn noch nicht zu schätzen weiß, wo man von den unerfahrenen Eingeborenen für ein Stück bunten Zeuges Unmengen davon im Tausch erhält, wenn man es nicht vorzieht, es ihnen mit Gewalt abzunehmen. Allmälig findet man auch den Weg nach den großen Seen. Auf der Route zum Tanganika bildet sich als Station die Stadt Tabora, wo eine große Zahl Araber und indischer Kaufleute sich ansiedeln, die regiert werden durch den Wali, einen eigenen Statthalter des Sultans, der im Namen seines Herrn dort Recht spricht und von seinen Befehlen abhängt. Am See selbst erblüht die Stadt Ujiji, die wiederum dem Sultan untertan wird. Kurzum, ein neues Leben erwacht, der Handel gelangt zu höchster Blüte und wer nur den nötigen Wagemut hat, eine Reise ins Innere mit ihren Gefahren zu unternehmen, kann in kurzer Zeit ein reicher Mann werden.

Zweites Kapitel.

Die ersten Reisen Tippu Tips.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.
Goethe (Faust).

Inhalt: Allmähliges Vordringen ins Innere. Tippu Tips Genealogie. Erziehung. Erste kleine Reisen an der Küste. Mit Vater nach Ugangi. Reise nach Tabora. Pockenkrankheit. Über Tabora zum Tanganika. Weiter nach Urua. Selbständiger Sinn des jungen Kaufmanns. Handelsverhältnisse. Elfenbein. Umwälzungen in Unyanyembe. Kampf zwischen Mkasiwa und Mnywa Sere. Übernahme des Tembe Kwihara. Politische Veränderungen in Zanzibar. Kriegsvorbereitungen. Der Araber Thani bin Amur. Verrat des Inders Musa. Besiegung Mnywa Seres und Einsetzung Mkasiwas.

Der Beginn der von kühnen Sklaven- und Elfenbeinjägern unternommenen Reisen, die zur schließlichen Gründung von Tabora und Ujiji führten, reicht natürlich in eine weit frühere Epoche zurück als die zuletzt geschilderte Regierungszeit Saids. Die ersten Unternehmer werden in der Nähe der Küste gefunden haben, was sie suchten, Sklaven und Elfenbein. Nachdem die näher gelegenen Gegenden entvölkert oder die Übriggebliebenen für Gewaltstreiche zu stark und im Handel zu gewitzigt geworden waren, zog man nach und nach weiter vor; immer aber fand, wer mutig genug war, in unbekannte Gegenden vorzudringen, in dem unermeßlichen Innern ein neues Gebiet, wohin vor ihm noch kein Araber gedrungen war und das er als Erster ausbeuten konnte. Waren die Eingeborenen kriegerisch und auf die eigene Stärke nicht genügender Verlaß — eine gewisse Machtentfaltung war in unbekannten Gegenden immer Grundbedingung —, so konnte der Reisende bei diplomatischem Vorgehen in friedlichem Handel den unerfahrenen Wilden das kostbare Elfenbein, dessen Wert sie nicht kannten, um ein Billiges ablocken, konnte auch für wenige Stücke bunten Tuches eine ganze Herde Sklaven einhandeln; waren die Bewohner hingegen schwach und erschien ein Sieg gewiß, so schlug man ein kürzeres Verfahren ein. Man überfiel friedliche Dörfer, plünderte sie aus und nahm die Eingeborenen, deren man habhaft werden konnte, als Sklaven mit sich. Auf diese Weise wird mancher Araber,

der arm auszog, begütert in die Heimat zurückgekehrt sein und dort durch Erzählungen oder die Entfaltung seines Reichtums die Kunde verbreitet haben, daß man in Ostafrika mit einigem Wagemut in kurzer Zeit ein reicher Mann werden kann. Der Erfolg der Vorgänger fachte dann immer wieder neue Abenteurer an, in den unbekannten Gegenden ihr Glück zu versuchen.

Dieser Unternehmungsgeist führte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Mitglied einer angesehenen Maskatfamilie, Juma bin Muhamed el Nebhani, zu der gewinnbringenden Küste Ostafrikas. In Mbwa Maji, einem kleinen Dorfe südlich der jetzigen deutschen Residenzstadt Daressalaam, ließ er sich nieder. Er heiratete hier eine Negerin, die ihm drei Kinder, einen Sohn Muhamed und zwei Töchter, die älteste namens Mwana Arabu, gebar. Reich geworden kehrte er mit seinem inzwischen erwachsenen Sohn Muhamed nach seiner Heimat Maskat zurück, um dort seine Tage zu beschließen. Sein Sohn jedoch ging wieder nach Ostafrika, diesmal in Gesellschaft von Rajab bin Muhamed bin Said el Murgebi, dem Urgroßvater unseres Helden. Ihm gab er seine in Mbwa Maji zurückgebliebene Schwester Mwana Arabu zur Frau, der Ehe entsproß Juma bin Rajab, ein unternehmender Karawanenführer, der auf kühnen Reisen nach Tabora und dem Tanganikasee schon großen Einfluß gewann. Durch ihn wurde Mwura, der Großvater des später so gefürchteten Wegelagerers Mirambo, zum Sultan von Ujoa, einem kleinen westlich von Uriakuru gelegenen Gebiete, eingesetzt. Später reiste er gemeinsam mit seinem Sohn Muhamed, Tippu Tips Vater, der sich durch eine gute Heirat weiter emporschwang. Fundi Kira, der damalige mächtige Sultan von Tabora, gab ihm seine Tochter Karunde zur Frau. Da dem Muhamedaner jedoch erlaubt ist, vier Frauen zu haben — die Zahl der Nebenfrauen, die er sich außerdem noch aus seinen Sklavinnen wählen darf, ist unbegrenzt und hängt ganz von dem Reichtum des Einzelnen ab —, so heiratete er in Zanzibar noch die Tochter einer angesehenen und begüterten Maskatfamilie Bint Habib bin Buschir aus dem Geschlechte der Wardi, die in erster Ehe mit ihrem Verwandten Masud bin Muhamed verheiratet, von diesem aber — ein im arabischen Eherecht häufiger Fall — verstoßen war.

Dieser neuen Ehe entsproß Hamed bin Muhamed, mit Beinamen Tippu Tip. Auf der einem Verwandten mütterlicherseits gehörigen Schamba Kwarara auf Zanzibar erblickte er das Licht der Welt. Seine Erziehung war, der arabischen Gewohnheit entsprechend, die denkbar einfachste. Mit etwa sechs Jahren wurde er einem unwissenden Lehrer übergeben, um an der Hand des Kuran lesen und schreiben zu lernen.

Nachdem bei dem ersten Schulmeister der Versuch fehlgeschlagen war, wurde er einem zweiten anvertraut, der ihn nach der gewöhnlichen Lehrzeit als „gebildeten Menschen" entließ. Herangewachsen machte er sich auf den Gütern seiner Mutter nach Kräften nützlich, mit 16 Jahren trat er die erste Reise an. Gemeinsam mit einigen Verwandten mütterlicherseits, darunter sein Halbbruder Buschir bin Habib, bereiste er die gegenüberliegende Küste, um Kopal einzuhandeln, zunächst seinem geringen Kredit entsprechend in kleinem Maßstabe.

Mit 18 Jahren wurde er von seinem Vater, der gewöhnlich zwar in Tabora wohnte, ab und zu nach der Küste kam, zu einer großen Reise berufen. In Ugangi, nordöstlich vom Nyassasee, handelten sie Elfenbein und Sklaven ein und verkauften die Ausbeute alsdann in Zanzibar. Als der Vater dann wieder nach Tabora zurückkehrte, nahm er seinen Sohn mit; unterwegs wurde dieser von den Pocken befallen, einer Krankheit, die in Ostafrika nie ganz ausstirbt und manchem Neger- und Arabergesicht ihren grausamen Stempel aufgedrückt hat. Dem in Daressalaam lebenden unglücklichen Tronprätendenten Sejjid Chaid z. B., dem Sohn des mächtigen Sultans Barghasch, hat sie die orientalisch schönen Züge in bedauerlicher Weise entstellt. Bei Tippu Tip hat die Seuche merkwürdiger Weise keine sichtbaren Zeichen hinterlassen, seiner Schönheit hätten auch solche keinen Abbruch getan. Denn abgesehen von dem negativen Vorzug, daß er keine Pockennarben trägt, kann Tippu Tip gewiß nicht als Adonis gelten. Sein Gesicht zeigt den vollständigen Negertypus, was umsomehr auffällt, als er aus einer guten arabischen Familie stammt und sein Stammbaum nur durch seine Großmutter väterlicherseits, die Negerin war, verunreinigt worden ist. Nichtsdestoweniger darf er sich Araber nennen, denn man frägt nur nach dem Stamm des Vaters. Das Kind der schwärzesten Sklavin gilt ebensoviel wie der Sprößling einer Prinzessin, wenn es nur aus rechtmäßiger Ehe stammt. Und rechtmäßig ist trotz ihrer leichten Lösbarkeit jede eheliche Verbindung des Muhamedaners mit irgend einer seiner Sklavinnen.

Doch zurück zur chronologischen Darstellung. In Unyanyembe, dem Lande von Tippu Tips Vater, wurde nur ein zweimonatlicher Aufenthalt genommen, dann ging es in Begleitung einer stattlichen Anzahl von Arabern weiter nach Ujiji am Tanganikasee. Hier fand man jedoch die Elfenbeinpreise ungünstig, deshalb entschlossen sich die meisten Araber, auf der Westseite des Tanganika, in Urua, ihr Glück zu versuchen. Den alten Muhamed riefen Herrscherpflichten nach Tabora zurück, er beauftragte deshalb seinen Sohn, für ihn in dem neuen Lande Handel zu treiben und die dort gangbaren Tauschobjekte, Perlen

und Muscheln, mitzunehmen. Doch sollte er unter der Aufsicht eines erfahrenen Küstenmannes reisen. Hier zeigte sich zuerst der selbständige Sinn des jungen Kaufmannes. Entrüstet wies der kaum Achtzehnjährige das Ansinnen zurück, unter fremder Autorität seine Geschäfte zu betreiben. „Wenn du diesem Suaheli deine Waren anvertrauen willst und ich soll unter ihm stehen, dann ist es besser, ich kehre auch mit zurück." Der Alte stellte ihm vor, daß er doch noch ein junger Mann sei, der den Handel Uruas nicht kenne. So gerne er ihm auch die Leitung der Karawane übertragen würde, möchte er sich doch diesmal, für den Anfang, fügen. Doch Tippu Tip blieb hartnäckig, indem er erklärte, er solle es nur erst einmal versuchen; wenn es mißlänge, möge er künftig seine Geschäfte anvertrauen, wem er wolle. So erreichte er die väterliche Erlaubnis und trat die Reise an. In großen Canoes, ausgehöhlten mächtigen Baumstämmen wie sie nur der Urwald hervorbringt, wurde in primitivster Weise der Tanganika überschritten.

Es war eine stolze Schar, die den Weg nach dem wenig bekannten Westen einschlug; nicht weniger als zwanzig Araber wollten in dem neuen Lande neue Quellen des Erwerbs erschließen. Bei Mwagu Tambu, einem freundlich gesinnten Sultan, kam man an. Der Handel in Elfenbein war nicht hervorragend, aber leidlich. Große Zähne waren teuer, kleine verhältnismäßig billig. Während die übrigen Araber die teueren großen Zähne einhandelten, entschied sich Tippu Tip dafür, die kleineren Exemplare zu kaufen und hatte damit, wie sich später an der Küste herausstellte, glücklich spekuliert.

Für gewöhnlich stehen nämlich große Zähne höher im Preise und von diesen sind wieder die weichen Zähne, weil sie leichter zu bearbeiten sind, um 20—30 % teurer als die harten.*) Bei den weichen Zähnen unterscheidet man folgende Sorten: Große Zähne bester Qualität mit geringer Krümmung, die sich zur Anfertigung von Billardbällen eignen, kosteten per Frasila (35 Pfund englisch) in den letzten Jahren 114—145 Dollar (350—430 Mark.) Die nächst gute Sorte, die sich besonders zu Klaviertasten eignet, heißt, weil sie vorwiegend nach Europa ausgeführt wird, Bab Ulaia und kostete in den letzten Jahren pro Frasila 105—130 Dollar (300—400 M.) Eine dritte Sorte wird nach Indien ausgeführt, sie heißt deshalb Bab Cutsch und dient zur Anfertigung von Arm- und Beinringen. Sie kostet 95 bis 113 Dollar (280—340 M.) Kleine Zähne, die von jüngeren Ele-

*) Vergl. Handelsberichte über das In- und Ausland, Sonderabdrücke aus dem im Reichsamt des Innern herausgegebenen deutschen Handelsarchiv, Serie III. Nr. 1. Dezemberheft 1899.

fanten herrühren, sind im Verhältnis viel billiger, doch können sie unter Umständen auch noch hohe Preise erzielen. Es kommt, da sie häufig mit Silber verziert als Schmuckgegenstände verwendet werden, bei ihnen sehr auf die Gefälligkeit der Form und die Liebhaberei des Käufers an. Es ist darnach ganz verständlich, daß Tippu Tip damals gerade Glück mit seiner Spekulation auf kleine Zähne hatte. Heutzutage würde er damit noch viel mehr Erfolg erzielen können. Um den Elefantenbestand zu schonen, haben sowohl das deutsche wie das britische Gouvernement das Abschießen junger Elefanten verboten.

Nach Erledigung der Geschäfte kam man auf dem Rückwege in Mtoa, am Westufer des Tanganika, an. Hier hörte man von großen Umwälzungen, die inzwischen in der neuen Heimat Unyanyembe vor sich gegangen waren. Fundikira, der Sultan von Tabora, war gestorben und zu seinem Nachfolger war vom Oberherrn des Landes dessen Neffe Mnywa Sere, zu deutsch „der Tembosäufer", eingesetzt. Das verdroß einen anderen Verwandten Mkasiva, der dem Throne näherstehend alle Vorbereitungen traf, um dem anderen die unrechtmäßig erlangte Herrschaft zu entreißen. Mnyva Sere wartete einen Angriff nicht erst ab, sondern suchte, ehe der Gegner zu stark wurde, diesen zu unterwerfen. Ein zwanzigtägiger Kampf blieb jedoch erfolglos. Da wandte er sich um Hilfe an den alten Muhamed, den er durch reiche Elfenbeingeschenke dazu gewann, ihn mit einer großen Zahl Araber nebst Anhang zu unterstützen. Innerhalb eines Monats wurde Mkasiva nachdrücklich aufs Haupt geschlagen, ein großer Teil seiner Leute wurde getötet, andere gefangen genommen, er selbst entkam mit Mühe nach Uriankuru.

Dieser billige Sieg stieg dem Tembosäufer zu Kopf, so daß er begann, seine einstigen Helfer zu bedrängen, zunächst in Gestalt von Hongo, Wegezoll, einer Institution, die die Häuptlinge im Innern, wenn sie die Macht dazu haben, stets anwenden, um sich auf Kosten durchreisender Karawanen zu bereichern. Wo man nicht anders konnte, ließ man sich das gefallen, doch mußte die Abgabe in mäßigen Grenzen gehalten sein. Bei Mnyva Sere war das nicht der Fall, er verlangte sehr viel und das Geschäft war einträglich, denn die Einwanderung der Araber war um diese Zeit besonders stark, begünstigt durch die politischen Vorgänge in Zanzibar, die eine große Anzahl Araber zwangen, ihre Heimat zu verlassen.

Im Jahre 1856 war Sejjid*) Said, der mächtige Sultan, gestorben,

---

*) Sejjid bedeutet: „Herr" und ist das Attribut des Sultans und seiner Angehörigen. Said (zu sprechen: Sa-e-id mit Gutturallaut vor i) ist ein Eigenname und bedeutet „glücklich." Die Suaheli sprechen beide Worte ziemlich gleichlautend aus, daher werden sie von europäischen Schriftstellern meist falsch wiedergegeben.

der als der Letzte seines Stammes die Herrschaft in Ostafrika und Oman unter einem Szepter vereinigt hatte. Ein großer Weiberfreund, hatte er einen stattlichen Harem besessen, dem neben zahlreichen Töchtern etwa zwanzig Söhne entsprossen waren. Der älteste, Thueni, ergriff die Herrschaft in Oman, in Zanzibar bestieg Majid den Thron, sehr zum Kummer seines nächstfolgenden Bruders, des nachmaligen Sultan Barghasch, der selbst gern Herrscher geworden wäre. Nach verschiedenen kleineren Intriguen machte er im Jahre 1859 einen energischen Anschlag, Sejjid Majid zu stürzen. Im Innern der Insel, etwa vier Stunden von der Stadt entfernt, liegt ein Landgut, dem Sejjid Said, der stark unter französischem Einfluß stand, den Namen Marseille gegeben hatte. Jetzt, wo Frankreichs Bedeutung in Zanzibar geringer geworden ist, hat man die fremdländische Bezeichnung vergessen und ist zu dem alten Namen Machui, was etwa soviel wie „in der Wildnis" bedeutet, zurückgekehrt. Hier hatte Barghasch, nachdem ein Anschlag in der Stadt mißlungen, seine Streitkräfte gesammelt. Majid, der zu schwach war, allein gegen Barghasch aufzukommen, rief die Engländer zu Hilfe, die eine Abteilung Matrosen zur Verfügung stellten. Ein ruhmloser Angriff, bei dem die Sultanstruppen und die Engländer sich gegenseitig um den Vortritt — jedoch in negativem Sinne — stritten, schlug zwar fehl, schüchterte aber Barghasch soweit ein, daß er über Nacht heimlich abzog und Frieden machte; Barghasch mußte nach Bombay in die Verbannung, seine Anhänger wurden gleicherweise vertrieben oder eingesperrt, die Bemittelteren wurden auch mit Güterkonfiskationen, einer für den Bestraften ebenso schmerzlichen als für den Strafenden erfreulichen Einrichtung, heimgesucht. Auf diese Weise schwer geschädigt und der Rache Sejjid Majids immer noch nicht sicher, wanderten viele Araber aus, um im Innern, namentlich in Tabora und am Tanganika, eine neue Heimat zu suchen. Abkömmlinge der damals Geflüchteten leben jetzt noch in Massen in Tabora.

Diesen stolzen Arabern war es natürlich ein Greuel, sich von einem „Schensi", einem Wilden, drangsalieren zu lassen und so wuchs die Erbitterung gegen Mnywa Sere mehr und mehr, doch keiner wagte es, etwas gegen den Günstling des alten Muhamed zu unternehmen. Endlich brachte der Frevler selbst das Maß zum Überlaufen, er erdreistete sich, Karundes Oheim und Mutter ermorden zu lassen. Wäre Muhamed Abendländer und Leser der Fliegenden Blätter gewesen, so hätte er vielleicht in der Beiseiteschaffung seiner Schwiegermutter eine freundliche Handlung gesehen, als Orientale aber geriet er in Zorn über den Eingriff in seine Familienangelegenheiten und sann auf Rache. Er war gerade in Ituru, der ihm gehörenden An-

siedelung in unmittelbarer Nähe Taboras, als er Kunde von dem Frevel erhielt. Die dort wohnenden Araber waren nur zu gerne bereit, ihm Waffenfolge zu leisten. „Wir waren ja längst geneigt, meinten sie, den Tyrannen zu schlagen, nur aus Rücksicht auf dich haben wir uns bisher seine Bedrückungen gefallen lassen". Alsbald wurde der Kriegsplan gemacht. Man wollte alle in der Gegend wohnenden Araber verständigen, die als nahe bevorstehend gemeldete Ankunft Tippu Tips und seiner Begleiter abwarten und inzwischen in aller Heimlichkeit nach Mkasiwa schicken, den man aus dem Versteck holen und als Nachfolger Mnywa Seres einsetzen wollte. Diese letztere Mission übernahm der Araber Salum bin Sef el Bahari, bei den sonstigen Vorbereitungen tat sich besonders Thenei bin Amur hervor, ein „Besar", d. h. ein zwar aus Oman, aber nicht aus reinem Rasseblut stammender, sondern aus dem Sklavenstande hervorgegangener Araber. Diese Besars nehmen den Vollblutarabern, den „Kubails" gegenüber, gesellschaftlich in der Regel eine untergeordnete Stellung ein, müssen diese auch „Hebabi", Herr, anreden, überragen sie aber vielfach an Intelligenz und gelangen auch zu bedeutendem Reichtum, ein Vorzug, der, da Geld überall guten Klang hat, wiederum dazu beiträgt, ihr Ansehen zu heben. Dieser Thenei bildete solch eine rühmliche Ausnahme seines Standes und erfreute sich unter den Arabern großer Achtung. Seinem Vorschlage, alle Araber sollten sich an einem Orte versammeln, um einem etwaigen plötzlichen Überfall Mnywa Seres vorbereitet gegenüber zu stehen, wurde bereitwillig Folge geleistet, um so mehr, als er seine Instruktionen mit der kategorischen Bemerkung schloß: „Wer nicht auf mich hört, der versteht nichts von der Kriegsführung, der tadele nachher, wenn es schief geht, nicht mich, sondern sich selbst. (Aus dem Kuran. Sure Ibrahim 14 Vers 27.)

Als Versammlungsort wurde der unweit von Tabora belegene Flecken Kwihara bestimmt, wo innerhalb 12 Tagen etwa 300—400 Araber mit Gefolge eintrafen. Auch Tippu Tip langte mit seinen Leuten in dieser Zeit der Kriegsvorbereitungen an. Bei Sultan bin Ali, dem Haupt Kwiharas, wurde Quartier genommen. Dieser hatte selbst noch gar keine Ahnung von den Feldzugsplänen und mag höchlichst erstaunt gewesen sein, plötzlich eine solche Anzahl Gäste auf den Hals zu bekommen. Mit echt arabischer Gastlichkeit bereitete er ihnen jedoch leckere Mahlzeiten, denn der Sitte gemäß darf der Wirt erst am dritten Tage fragen, was den Fremdling zu ihm führt. Sie werden ihn aber wohl früher eingeweiht haben.

Den in Kwihara Schmausenden wäre es beinahe schlecht ergangen, denn Mnywa Sere hatte von dem Anschlage erfahren und

trachtete, demselben durch eigenen Angriff vorzubeugen. In Tabora lebte ein indischer Händler namens Musa, mit Beinamen der Schöne, der vor einigen Jahren, dem Zuge nach dem Westen folgend, in Gesellschaft eines inzwischen verstorbenen Stammesgenossen ins Land gekommen war, um durch Verkauf von Branntwein und ähnlichen modernen Bedarfsartikeln kulturbringend zu wirken. Einer seiner Hauptkunden war Mnywa Sere, der das für ihn wertlose Elfenbein bei dem findigen Zwischenhändler gegen die Wunder europäischer und indischer Industrie umsetzte.

In jenen Tagen nun waren gerade in geschäftlicher Angelegenheit Boten des Sultans bei dem Inder eingetroffen. Wie sein Interesse es erheischte, gab der schöne Musa den Leuten sofort die nötigen Winke. „Die Araber haben etwas gegen euren Sultan vor. Sie haben sich in Kwihara bei Sultan bin Ali versammelt und warten nur noch auf Mkasiwa, den sie als neuen Sultan einsetzen wollen." Eilends zogen die Boten mit der wichtigen Kunde zu ihrem Herrn, der in seinem ersten Eifer den verständigen Entschluß faßte, den Spieß umzukehren und durch einen sofortigen Angriff auf die in Kwihara feiernden Araber dem Krieg ein baldiges Ende zu machen, sich aber mit der gewöhnlichen Sorglosigkeit des Negers schließlich von seinen trägen Leuten beschwatzen ließ, die Sache an sich herankommen zu lassen. „Man wüßte ja doch nicht, ob die ganze Sache nicht Schwindel sei. Und selbst wenn es wahr wäre, würde er auch später die Araber spielend unterwerfen." Er hatte aber damals, so meint Tippu Tip, viele Krieger. Wäre er gekommen, so wäre es höchst gefährlich für uns geworden und das Essen hätte uns wohl nicht mehr geschmeckt."

Endlich traf Mkasiwa ein, der wohl vorbereitete Krieg begann, drei Monate wurde geraubt, gesengt und geplündert, dann war die Macht des Tembosäufers gebrochen. Er selbst entfloh und Mkasiwa wurde Sultan. Bald nach dem Kriege ging Tippu Tip zur Küste zurück.

Drittes Kapitel.

Reise nach Itahua.

> Er war von je ein Bösewicht,
> Ihn traf des Himmels Strafgericht.
> F. Kind (Freischütz).

Inhalt: Reise zum Tanganika. Erlebnisse von Tippu Tips Bruder. Indisches Geschäftstreiben. Hungersnot an der Küste. Wanyamwezi-träger nicht zu bekommen. Wasaramo angeworben. Flucht sämtlicher Träger. Rachezug durch Usaramo-Kingugwachui und Kumbakumba. Urori. Sultan Merere. Günstige Handelsverhältnisse. Ruemba; Weitermarsch nach Itahua. Sultan Nsama im Rufe großer Macht und Grausamkeit. Reichtum und Kraft des Landes. Befestigte Residenz. Tippu Tips eigener Bericht über den Empfang, seinen Verrat und seine Besiegung. Flucht und Verfolgung. Reiche Beute. Rückkehr nach Urungu. Zusammentreffen mit Livingstone. Dessen Schilderungen und ihr Verhältnis zu Tippu Tips Erzählungen. Dessen Stellung zu den Europäern. Livingstones Zusammentreffen mit Nsama. Bedeutung des Namens Tippu Tip. Rückmarsch nach Urori und Abstecher nach Tabora. Untreue des Vertrauensmannes in Urori. Rückkehr nach Daressalaam. Verhältnisse dort. Mit Sejjid Majid nach Zanzibar.

In Zanzibar erledigte Tippu Tip zunächst einige Geschäfte seines Vaters, er verkaufte dessen Elfenbein und sandte ihm weitere Tauschwaren ins Innere. Er selbst jedoch zog vorderhand nicht wieder nach Unyanyembe, sondern begann auf eigene Hand zu reisen. Da er als junger Anfänger naturgemäß nur wenig Kredit hatte — von einem bis zu tausend Dollar mußte er sich Geld zusammen borgen — so begnügte er sich zunächst mit kleineren Unternehmungen, dehnte aber, als er damit Glück hatte, seine Züge weiter ins Innere aus und unternahm schließlich eine größere Reise in die Landschaften des Tanganika, die ihm viel Elfenbein und wahrscheinlich auch viel Sklaven einbrachte. Als er von dieser Tour nach Zanzibar zurückkehrte, waren seit jener ersten Reise nach Tabora 12 Jahre vergangen. Innerhalb dieser Zeit war er ein reicher Mann geworden.

Schlechter war es seinem jungen Halbbruder und Freund Muhamed bin Masud el Wardi ergangen, den er nach langer Trennung jetzt zum ersten Mal in der Heimat wiedersah. Dieser hatte inzwischen auf andere Weise sein Glück versucht. Zwischen dem Ngao, der südlichen Küstenlandschaft unserer Kolonie*) und der Benadirküste

*) Nämlich Rhod bin Salem. Vergl. Wißmann Unter deutscher Flagge quer durch Afrika. Berlin 1889 S. 181 ff.

hatte er „Handel getrieben", wie es höchst diskret in Tippu Tips Aufzeichnungen heißt. Auf eine weitere Frage nach der Art dieses Handels mußte Tippu Tip schmunzelnd gestehen, daß sein Bruder im Süden Sklavenjagden unternommen und seine Beute in den nördlichen Ländern verkauft hatte. Reich war er dabei nicht geworden, denn sein Freund Muhamed bin Said el Herthi, mit dem er das Geschäft auf gemeinsame Rechnung betrieb, hatte alle Einnahmen leichtsinnig vergeudet und ihm selbst nichts übrig gelassen. Deshalb schloß er sich gern seinem bereits im Beginne seines Ruhmes stehenden Bruder Tippu Tip an, als dieser wieder ins Innere zog. In großem Maßstabe konnte er freilich noch nicht mitmachen, denn man borgte ihm vorläufig nur für 5000 Dollar.

Tippu Tip hingegen zog mit Waren im Werte von 30 000 Dollar ab, freilich hatte auch er die Kreditgeber gehörig zusammensuchen müssen. Zwanzig Gläubiger ließ er zwischen Furcht und Hoffnung schwebend zurück. Ein leichtes Stück war es ja bei den unsicheren Verhältnissen nicht, viel Geld auf eine Karawane ins Innere zu setzen. Wie viele von ihnen kamen nie wieder! Entweder wurde die ganze Karawane von Wilden aufgerieben oder der Führer starb und alles Gut wurde von seinen ungeschickten oder untreuen Leuten durchgebracht. Manchmal zog es auch der Schuldner vor, anstatt seinen Verbindlichkeiten in Zanzibar gerecht zu werden, mit dem fremden Gelde im Innern ein beschauliches Leben zu führen. Wissmann traf auf seiner Afrikadurchquerung 1883 in Nyangwe einen solchen Biedermann. Dafür war aber der Vorteil um so größer, wenn ein Gläubiger reich beladen aus dem Innern zurückkehrte. Die Inder führen eine gute Kreide, zu vergessen pflegen sie nichts, eher schreiben sie der Sicherheit halber manches doppelt an. Und der Araber, dem Bücherführen ein Greul ist — nur Schuldscheine hebt er sich auf, wenn er welche hat — bezahlt gutwillig, denn erstens hat er es ja jetzt dazu und zweitens muß er sich seinen Kredit wahren. Für eine spätere Reise braucht er ja doch wieder die Kasse des indischen Geschäftsfreundes. Von Leuten, die auf solche Spekulationen eingehen, sagt der Suaheli: „Wanabahatischa sana", sie fordern das Glück sehr in die Schranken.

So wurde denn die gemeinsame Reise angetreten und zwar unter wenig günstigen Auspizien. Auf dem Festlande war Hungersnot. Um nicht durch ganz verarmte Gegenden zu kommen, wählte er statt der gewöhnlichen Route über Usagara und Ugogo den südlicheren durch Urori, der auch, da wenig benutzt, reicher an Elfenbein war. Dahin wollten aber die Wanyamwezi nicht mitgehen, der Volksstamm, der für gewöhnlich das Trägermaterial, und zwar ein sehr gutes,

liefert. Der Neger ist im höchsten Grade konservativ; was gegen die „dasturi“, das Althergebrachte, geht, ist ihm zuwider. Die Wanyamwezi waren gewohnt, auf früheren Reisen immer durch Usagara zu gehen und dann durch ihre Heimat zu kommen, und nun sollten sie auf einmal nach Urorie, einem gänzlich unbekannten Lande, gehen — dazu waren sie nicht zu haben!

Da bildete, ein Glück im Unglück, die Hungersnot den Retter in der Bedrängnis. Die Wasaramo, ein Volksstamm, der sich sonst zu Trägerdiensten nicht hergab, sahen sich durch die schwere Zeit genötigt, den brotbringenden Erwerb zu ergreifen. Rasch wurden 200 Leute angeworben, teuer waren sie nicht. Bei freier Verpflegung bekamen sie für die ganze voraussichtlich Jahre dauernde Reise 10 Dollar, nach heutigem Kurse etwa 30 Mark. Ein Viertel bis ein Drittel davon wurde ihnen im Voraus gegeben. Von Mbwa Maji, dem erwähnten Küstenplatz südlich Daressalaams, ging die Reise los, in südlicher Richtung zunächst nach dem Rufiji zu. Man überschritt den kleinen Fluß Mbezi, und gelangte in drei Tagen nach Mkamba, wo Rast gemacht wurde, um sich für eine sechstägige Reise durch nahrungslose Länder vorzusehen.

Als an dem zum Aufbruch bestimmten Tage die Karawanentrommel ertönte, bot sich eine unangenehme Überraschung, die schon manchen Afrikareisenden zur Verzweiflung gebracht hat. Die Träger hatten ihres Vorschusses froh und im glücklichem Besitz eines sechstägigen Reiseproviantes, sämtlich das Weite gesucht. Die Ngoma mochte schallen, so laut sie wollte, kein Träger erschien. Die Leute, welche nach den verschiedenen Quartieren der Wasaramo — sie hatten natürlich nicht alle 700 an einem Ort Unterkunft gefunden, sondern sich in den umliegenden Dörfern, je etwa 60 Mann einquartiert — ausgesandt wurden, kehrten unverrichteter Sache zurück, niemand kam. „Da ging mir der Verstand verloren,“ schreibt Tippu Tip selbst. Er scheint aber doch noch recht gesunder Überlegung fähig gewesen zu sein, denn er alarmierte sofort seine Leute und begab sich mit 80 Gewehren auf dem Wege, den er gekommen war, zurück. Bis zur Dunkelheit wurde marschiert, dann ward einfach auf dem Wege biwakiert und am nächsten Morgen erreichte man die ersten Ortschaften der Wasaramo.

Die Flüchtlinge waren zwar noch nicht eingetroffen, aber was tat das dem arabischen Gerechtigkeitsgefühl? Für die Verbrechen seiner Söhne büßte der ganze Stamm. Rasch wurden 200 Leute aufgegriffen und in Fesseln gelegt. An Widerstand war den bewaffneten Suahelis gegenüber nicht zu denken. So ging es plündernd und sengend von Ort zu Ort und innerhalb von fünf Tagen wurden 800 Leute fest-

genommen. Der Schneid, mit dem Tippu Tip vorging, trug ihm den Namen Kingugwa chui ein, d. h. der bald hier, bald dort einbrechende Leopard.

Bei ihrer Festnahme wurden sie provisorisch in hölzernen Jochen, wie sie jeder Sklavenjäger anwandte, gefesselt und nach Mkamba, wo ein indischer Kaufmann, der Banvane Hila, lebte, gebracht. Von diesem erstand Tippu Tip Eisenstangen und ließ daraus von seinen eigens zu diesem Zwecke mitgenommenen Handwerkern Ketten schmieden. In diese legte er die unfreiwilligen Träger und trat nun mit ihnen endgiltig den Marsch an. Der Sicherheit halber, damit niemand entflöhe, schloß er selbst den Zug, an der Spitze marschierte sein Bruder Muhamed bin Masud, dem die mächtige Heerfolge bei den Schensis den Namen Kumbakumba, der alles Sammelnde, einbrachte.

So langte man in Urori an, wo damals der mächtige Sultan Merere herrschte. Dieser war früher araberfreundlich gewesen, hatte aber später, durch Willkür Reisender gereizt, seine Politik geändert und verschiedene Karawanen seiner früheren Freunde überfallen. Ein gewisser Amran bin Masud, einer der nach dem verunglückten Anschlag des Barghasch geflüchteten Araber, hatte seine Landsleute an ihm gerächt und ihn soweit gedemütigt, daß er sich durch eine jährliche Zahlung von hundert Elfenbeinzähnen den Frieden erkaufen wollte. Der Sieger ging nicht darauf ein, später wandte sich das Glück der Waffen, Amran selbst wurde besiegt und verlor im Kampfe das Leben.

Damals, als Tippu Tip hinkam, war das Land gerade wieder friedlichem Verkehr offen und zwar waren die Handelsverhältnisse die denkbar günstigsten. Für 12 bis 15 Kleider war ein Frasila Elfenbein zu bekommen. Dasselbe erhielt man für ein Frasila Gewürz oder eine Kiste Seife, ebenso für 15 Pfund Pulver. Diese glückliche Geschäftslage veranlaßte Tippu Tip, einen seiner Leute im Lande zurück zu lassen, damit er für seine Rechnung Handel treibe. Er überließ ihm Waren im Werte von 6000 Dollar. Er selbst zog mit dem Gros der Karawane nach Ruemba, wo er zwar von dem Sultane freundlich aufgenommen wurde, aber keine vorteilhaften Geschäfte machen konnte. Das war meistens so. Wo man den Arabern freundlich entgegenkam, bedurfte man ihrer, für sie selbst war aber nichts zu holen.

Da entschloß er sich, nach Itahua zu gehen, einem Lande, das damals in böseste m Rufe stand. Es herrschte dort ein Sultan, namens Nsama, ein mächtiger und höchst gewalttätiger Häuptling, bei dem alle Araber, die bisher in sein Gebiet gekommen waren, schlechte Erfahrungen gemacht hatten. Er ließ seinen Bruder Muhamed bin Masud mit

15 Gewehren in Ruemba zurück und marschierte selbst mit 105 Gewehren durch Urungu nach dem gefürchteten Lande. Überall auf dem Wege suchten ihn die Eingeborenen durch Erzählungen von Nsamas Macht und Grausamkeit zurückzuhalten. Auch ein alter Araber namens Amer bin Said esch Schaqsi, der seit Jahren im Lande weilte, machte ihm bange, indem er ihm von einer Expedition erzählte, die er vor längerer Zeit mit anderen Arabern gemacht hatte, von der aber nur die wenigsten mit heiler Haut zurückgekehrt waren. Doch unseren Wanderer zog es mit Gewalt nach dem reichen Lande, denn darin waren sich alle Berichte einig, daß es dort ungezählte Schätze von Elfenbein gab. So überschritt er mit den Seinen den Fluß, der die Grenze zwischen Urungu und Itawa bildet.

Gleich beim Eingang in das Land bekam er einen Begriff von dessen Reichtum. Durch üppige Pflanzungen marschierte man von einer volkreichen Ortschaft nach der anderen, und die Eingeborenen waren von maßlosem Stolze gegen die Eindringlinge. Es war dies kein Wunder, denn erst vor kurzem hatten sie eine Probe ihrer Kraft abgelegt. Der räuberische Stamm der Wangoni, ein Schrecken aller umliegenden Länder, hatte versucht, auch Nsamas mächtiges Reich zu überfallen, war aber mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Ihre Niederlage hatte dazu beigetragen, den Ruf von Nsamas Unbesiegbarkeit zu erhöhen. Die benachbarten Stämme waren ihm schon längst tributpflichtig, Ruemba und Urungu, ja selbst die näher gelegenen Ortschaften des großen centralafrikanischen Reiches Urua zahlten ihm Abgaben. Nach sechstägigem Marsche langte die Karawane vor einem Berge an, an dessen Fuße eine große Stadt, die Residenz Nsamas gelegen war. Sie war wie früher alle und jetzt noch zahlreiche ostafrikanische Ortschaften mit Pallisaden, Dornenhecken und Laufgräben stark befestigt.*) Außerhalb der Stadt schlug Tippu Tip an einem ihm von Nsamas Leuten angewiesenen Platz das Lager auf. Am nächsten Morgen wurde er mit den anderen Arabern zum Sultan beschieden. Über den Empfang und die diesem folgenden Ereignisse wollen wir ihn selber berichten lassen:

„Wir gingen und brachten ihm je und je viele Kleidungsstücke zum Geschenk. Er war ein sehr alter Mann, damals war er 86 bis 90 Jahre alt. Er sprach zu seinen Leuten: „Tragt mich, damit ich ihnen das Elfenbein zeige." Da wurde er auf den Schultern getragen, und er zeigte uns einen sehr großen Vorrat Elfenbein in den

---

*) Vergl. Wißmann, Afrika-Schilderungen und Ratschläge, Berlin 1895 S. 19 ff.

Speichern. Darauf sprach ich zu ihm: „Sultan, gibst du uns nicht zwei Zähne?" Da beschimpfte er mich plötzlich und so erfuhren wir, es ist wahr, alle Waren, die wir diesem Kerl gegeben haben, sind verloren. Den anderen Sultanen gaben wir nur wenig Waren, und sie pflegten uns jeder zwei bis drei Zähne zu geben, und dieser, dem wir eine Menge Güter gegeben haben, beschimpft mich.

Wir verabschiedeten uns und gingen in unser Lager. Am anderen Morgen sandte er einen Boten, uns zu rufen. Wir sollten in seine Stadt kommen, alle Araber waren gerufen. Es sollten auch Leute mitkommen, um das Elfenbein fortzutragen. Er aber hatte seine Soldaten in großer Anzahl bereit gehalten und wir wußten nichts davon. Wir gingen zwanzig Mann hoch und nahmen zehn unserer Sklaven mit. Als wir ankamen, wurde ich, der ich vorn ging, plötzlich von drei Pfeilen getroffen, zwei trafen mich gut, einer leichter. Es wurde auch ein junger Mann, namens Said bin Sef el Maamri, von einem wohlgezielten Pfeile verwundet, und zwei Sklaven wurden von Pfeilen getroffen und starben sofort. Doch wir hatten unsere Gewehre schußbereit, mit Blei und grobem Schrot geladen, und jene standen in einzelnen Haufen. Auf einen Schuß fielen sie wie die Vögel. Als unsere Gewehre begannen zu knattern, fielen sofort über 200 Leute, andere wurden niedergetreten und starben so. Eilends ergriffen sie die Flucht. Innerhalb einer Stunde fielen über 1000 Mann. Auf unserer Seite waren es nur die beiden Sklaven und verwundet waren wir beide. Und die Stadt war doch sehr groß. So wurden sie geschlagen und entflohen. Ihren Sultan nahmen sie mit sich. Endlich um zwei Uhr war kein Mensch mehr in der Stadt, außer Blinden und solchen, denen die Nase und ein Arm abgeschlagen war, denn er war sehr grausam. Wenn einer von seinen Leuten etwas verbrach, pflegte er ihnen die Augen auszustechen oder ihnen die Nase oder den Arm abzuschneiden. Wir brachten diese in unser Lager und wir fanden unsere Leute unversehrt und wohlbehalten, sie und ihre Güter. Darauf gingen wir wieder in die Stadt.

Gegen Abend kamen die Feinde in Scharen und umzingelten die Stadt. Einige sagten: „Wir wollen in der Nacht eindringen und sie erschlagen," andere: „Wir wollen gegen Morgen einzudringen versuchen." Sie waren in großen Mengen gekommen, auch seine Söhne, die etwas entfernt wohnten, alle waren sie gekommen, außer die sehr weit ab wohnten. Ich aber war verwundet von jenen Pfeilen, die ich bekommen hatte. Ich rief Buschir bin Habib el Wardi, meinen Oheim, und sagte ihm: „Was meinst du dazu? Suche dir die besten Leute aus, die sich nicht fürchten." Und er sammelte sich etwa 50,

[illegible] grobes [illegible]
[illegible] Jene aber [illegible]
[illegible] Leute waren [illegible]
[illegible] ihre [illegible]
[illegible] gemeinsam [illegible]
[illegible] sollen [illegible]
[illegible] nicht sehen wegen ihres Feuers [illegible]
[illegible] Gewehre abgefeuert habt, kehrt [illegible]
[illegible] Gewehre zu der angewiesenen [illegible]
[illegible] die Gewehre und auf jeder [illegible]
[illegible] Ladung los so daß die Schenke [illegible]
[illegible] Dann kehrten [illegible]
[illegible] gegen-
[illegible]

[illegible] unsere [illegible]
[illegible] waren [illegible]

[illegible]

wortete mir. Da sagte ich zu ihnen: „Ich habe beschlossen auszuziehen und sie zu suchen, denn seit vielen Tagen wissen wir nicht, wo sie stecken."

Da sprach Buschir bin Habib el Wardi: „Ich werde gehen, für dich ist es noch nicht gut aufzubrechen, denn du bist noch nicht kräftig genug". Und er ließ 20 Gewehre zurück, mit den übrigen allen zog er los. Auch die Leute, welche keine Gewehre hatten, etwa 500 Mann, nahm er mit. Um 7 Uhr brachen sie auf und wir warteten bis um 5 Uhr, da waren sie immer noch nicht gekommen, noch hatten wir von ihnen etwas gehört. Und wir fürchteten uns sehr. Endlich gegen Sonnenuntergang hörten wir, wie oberhalb des Berges die Goma ertönte und sie mit Gewehren schossen und ein Freudengeschrei ausstießen. Dann kamen sie selbst.

Sie brachten auch reiche Beute mit sich, etwa 1000 Sklaven und eine ungezählte Menge Ziegen. Freilich fiel in die Freude auch ein Wermutstropfen. Auf dem Marsche hatten sie der Grenze zu die Leichen vieler ihnen unbekannter Küstenleute gesehen. Wie sich später herausstellte, war eine große Karawane von Urungu aus in Nsamas Land gekommen, um Elfenbein zu kaufen, auf demselben Wege, den Tippu Tip marschiert war. Sie kamen gerade ins Land, als Nsama geschlagen war. Aus Rache wurden die Fremdlinge, die man wohl im Bunde mit Tippu Tip glaubte, überfallen und bis auf den letzten Mann niedergemacht. Ihre gesamten Tauschwaren fielen den Schensis als Raub anheim. Nun wartete Tippu Tip noch einige Tage. Da der Feind jedoch nichts mehr von sich hören ließ, konnte er sich der angenehmen Überzeugung hingeben, daß er endgiltiger Sieger geblieben war.

Zunächst galt es die Beute einzuheimsen. An Elfenbein allein fanden sich 1950 Frasila, was, den Wert des Frasila zu damaligem Preise auf 140 Mark gerechnet, einen Gewinn von 273000 Mark ergab. Zu heutiger Zeit, wo das Frasila etwa 300 Mk. kostet, würde die Elfenbeinbeute rund 600000 Mk., ein kleines Kapital, ergeben. Außerdem erbeuteten sie 700 Frasila Kupfer und eine Unmenge Salz.

Mit dieser Beute kehrte Tippu Tip nach Urungu zurück. Von dem dortigen Sultan Chungu wurde er hoch geehrt, denn dieser war seit langer Zeit ein Feind Nsamas, über dessen endlichen Fall er sich naturgemäß freute. Er erbot sich sofort, die Araber im weiteren Kampf gegen Nsama zu unterstützen. Mit seiner Hilfe wurde ein planmäßiger Vernichtungskampf gegen Itahua geführt, der nach zwei Monaten mit Nsamas völliger Unterwerfung endete. Gegen Zahlung eines hohen Tributs wurde ihm der Friede gewährt. An den letzten

[illegible]

[illegible]

[illegible]

zeichnungen hatten die Araber auch nur 20 Gewehre zur Verfügung, während Tippu Tip von 105 spricht. Freilich würde ihm die Livingstonesche Lesart noch mehr zum Ruhme gereichen, denn der englische Forscher bezeichnet selbst Nsama als den Napoleon jener Gegenden.

Am 29. Juli trafen sich die beiden Reisenden in Ponda, einem Dorfe drei Tagereisen von dem Muerusee entfernt. Nach seinen Aufzeichnungen schenkt Tippu Tip Livingstone eine Ziege, ein Stück weißen Kattun, vier große Büschel Perlen und einen Sack mit Sorghum und bittet um Entschuldigung, daß er nicht mehr geben könne. Livingstone berichtet auch, daß Tippu Tip im Kampfe mit Nsama zwei Wunden erhalten hat.

Aus Livingstones mehr kurz gehaltenen Aufzeichnungen über die Begegnung mit Tippu Tip geht soviel hervor, daß dieser ihm sehr freundlich entgegengekommen ist. Der arabische Reisende schildert das Zusammentreffen noch mehr zu seinen Gunsten. Danach hätte er Livingstone aller Mittel entblößt angetroffen. Er schildert ihn als einen ganz alten Mann und fügt hinzu, daß er zwar Livingstone hieße, sich im Innern aber Devid (die englische Aussprache von David) genannt habe. Als Araber kannte er natürlich den Unterschied zwischen Vornamen und Vatersnamen nicht und hielt daher die beiden Worte für verschiedene Namen, ähnlich wie er und seine Gefährten im Innern ihre Spitznamen hatten. Livingstone scheint danach, ähnlich wie jetzt noch dieser und jener Europäer, das Bedürfnis gehabt zu haben, der größeren Intimität halber sich von seinen Negern einfach mit Vornamen nennen zu lassen. Das mag den Europäer zwar seinen Untergebenen gegenüber menschlich näher bringen, untergräbt aber in den meisten Fällen die Autorität. Der Neger will einen Herren über sich fühlen, vor einem Bruder hat er keinen Respekt.

Nach seinen Schilderungen hat Tippu Tip Livingstone beinah vor dem Untergange gerettet. Er hat ihn mehrere Tage verpflegt, nach dem Muerusee geleitet und später mit Empfehlungsschreiben nach Runda zu seinem Bekannten Muhamed bin Saleh, einem alten Araber, gesandt. Dieser hätte sich dann weiter seiner angenommen. Auch will Tippu Tip von Livingstone verschiedene Kisten mit dem Auftrage erhalten haben, sie für ihn nach Ujiji zu schicken. Diese hatte er dann bei zufällig sich bietender Gelegenheit sofort befördert und zwar auf seine Kosten. In wie weit diese Angaben auf Wahrheit beruhen, läßt sich nicht ermessen. Einerseits liegen die Ereignisse so weit zurück, daß ein Irrtum Tippu Tips, der einfach aus dem Gedächtnis erzählt, nicht unmöglich ist, andrerseits hat sich Tippu Tip, der sich gern auf den großen Herrn aufspielt, im Innern stets durch ritterliche Gastfreundschaft aus-

[illegible] [illegible] zu einem Gegenstande [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] war.

[illegible] Tippu Tip [illegible] Kultur jener ganz unbekannte, aber immer mehr [illegible] Ideale zu verfolgen. Was damals vielleicht noch halb und halb Zukunft war, das wurde Tippu Tip später seine Überzeugung, und als geborener Diplomat ging er stets mit den Europäern, selbst gegen seine Landsleute, sobald es ihm vorteilhaft erschien. Seine spätere Geschichte wird davon noch mehrere Beispiele liefern.

Es ist danach nicht unwahrscheinlich, daß die Ereignisse sich so abgespielt haben, wie Tippu Tip sie erzählt. Daß Livingstone von mancher [illegible] schweigt, beweist nach dem Charakter seiner Aufzeichnungen, die ja nur ganz kurze, unter den schwierigsten Umständen gemachte Tagebuchnotizen sind, nichts. Am 9. Dezember traf Livingstone dann selbst mit Njama zusammen, den er in seiner neuen, dicht neben der alten erbauten Boma aufsuchte. Er schildert ihn als einen sehr alten Mann mit gutem Kopf und Gesicht. Da er selbst nicht mehr gehen konnte, mußten seine Leute ihn tragen. Sein Unterleib war vom vielen Pombetrinken stark aufgeschwollen. Njama zeigte sich gegen Livingstone, nachdem er sich von dessen friedlichen Absichten überzeugt hatte, sehr freundlich und versprach ihm für weitere Reisen in seinem Gebiete Führer zu stellen. Die Verhandlungen führten jedoch zu keinem Ergebnis, da sie stets durch Njamas Leute, die sich höchst respektlos gegen ihren Herrscher benahmen, unterbrochen wurden. Njama scheint in der Tat sehr dem Alkohol ergeben gewesen zu sein.

denn einen Monat später, am 18. Oktober, schreibt Livingstone in sein Tagebuch, das letzte, was er von Nsama gehört habe, sei, daß er, der achtzigjährige Mann, zur Musikbegleitung zweier Weiber Tänze aufführe, anscheinend also kindisch geworden sei. In Wirklichkeit scheint es sich jedoch nur um einen vorübergehenden Anfall von Säuferwahnsinn gehandelt zu haben, denn die Araber haben später noch lange friedlich mit ihm verkehrt. Nur mit seinem Besieger, Tippu Tip, wollte er nichts mehr zu tun haben.

Zu erwähnen ist noch, daß unser Held seinen bekannten Namen gerade in jenen Kämpfen erhalten hat. Er selbst gibt an, daß die Schensis, denen der Knall von Gewehren etwas ungewohntes war, ihn so genannt hätten, weil seine Flinten immer tip tip gerufen hätten. Livingstone schreibt dagegen, der Scheich habe beim Anblick der von Nsama erbeuteten Schätze ausgerufen: „Jetzt bin ich Tippu Tip, der Reichtum Sammelnde.“ Dabei bleibt aber die Ethymologie des Wortes dunkel, denn weder im Arabischen, noch im Suaheli hat Tippu Tip die ihm von Livingstone beigelegte Bedeutung. Es müßte denn gerade in der Itahuasprache ein entsprechender Ausdruck vorkommen. Verbreitet ist auch eine andere Lesart über den Ursprung des Namens Tippu Tip. Danach wäre Hamed bin Muhamed so genannt worden wegen seines nervösen Augenzuckens, das namentlich dem Neger, der eine gute Beobachtungsgabe für körperliche Gebrechen hat, sofort auffallen muß.

Bei der Neigung der Suahelis zu Wortmalereien erscheint diese Erklärung ganz verständlich. Uns selber ist natürlich die erstere Lesart angenehmer.

Bald nach dem Friedensschlusse trat Tippu Tip den Rückmarsch nach der Küste an. Er marschierte durch Urungu nach Mambwe und machte von da einen Abstecher nach Ruemba, um seinen dort zurückgelassenen Bruder Muhamed bin Masud abzuholen. Die Einwohner der von ihm durchzogenen Länder kamen ihm überall freundlich entgegen. Die Kunde, daß er den für unüberwindlich gehaltenen Nsama geschlagen, hatte sich mit Blitzesschnelle in allen umliegenden Gebieten verbreitet und jeder bemühte sich nun um die Gunst des Siegers. Bereitwillig stellten sich ihm auch Träger zur Verfügung, die die erbeuteten Schätze von Ort zu Ort trugen. Nach der Rückkehr von Ruemba ging es alsbald weiter nach Unyamwanga, Ujika und Usafa, bis man schließlich wieder in Urori anlangte.

Hatten bis dahin die Bewohner der durchzogenen Gebiete Trägerdienste getan, so erwies es sich jetzt als unmöglich, für den Weitermarsch zur Küste die nötige Anzahl Leute zu bekommen. Tippu Tip

ging deshalb nach Tabora, um Träger anzuwerben. Als er dort ankam, fand er die Stadt von den Arabern verlassen, sein Vater, den er nach jahrelanger Trennung gern wiedergesehen hätte, war in Geschäften nach Kabwire gegangen, seine übrigen Stammesgenossen waren in den Krieg gezogen. Sie hatten einmal wieder Reibereien mit dem Sultan Mkasiwa.

Tippu Tip stieg bei seiner Großmutter Karunde ab und wurde von ihr mit hohen Ehren aufgenommen. Der einzige in Tabora zurückgebliebene Araber Saud bin Said el Maamri, Bruder eines jetzt noch in Zanzibar lebenden reichen Kaufmanns, nötigte ihn jedoch bei ihm einzukehren, und erst nach einem langen Wettstreit der beiden Wirte um Tippu Tips begehrte Person entschloß sich dieser für die ihm interessantere Gesellschaft seines Stammesgenossen. Nach zwei Tagen kamen die Araber von dem Kriegszuge zurück. Sie waren geschlagen worden und hatten ihren Führer verloren. Die Stimmung war infolgedessen eine sehr gedrückte. Tippu Tip warb nun schnell die nötigen Träger an und nachdem er noch zwei Monate vergeblich auf die Rückkehr seines Vaters gewartet hatte, zog er nach Urori zurück. Hier wurde ihm eine schmerzliche Überraschung zuteil. Sein Vertrauensmann aus Mbwa Maji hatte das ihm übergebene Gut im Werte von 6000 Dollar fast gänzlich durchgebracht, nur zwei Sklavenmädchen fanden sich vor, die jenem offenbar gefallen hatten und, da Liebe bekanntlich blind macht, von ihm mit dem ungewöhnlichen Preise von 20 Frasila Elfenbein bezahlt worden waren. Dem sachlich abschätzenden Auge Tippu Tips erschien dies unerhört und zornig sperrte er den verliebten Knaben an die Kette. Nach vier Tagen gab er ihn aber wieder frei, indem er philosophisch zu sich sprach: „Wer sich selbst schlägt, darf nicht weinen.“ Im übrigen war es seinem Bruder Muhamed bin Masud auch nicht besser ergangen. Dessen Vertrauensmann hatte ebenfalls ein beträchtliches Vermögen durchgebracht, wußte sich aber der Verantwortung dadurch zu entziehen, daß er an den Pocken erkrankte und starb.

Nachdem der Schmerz über den unerwarteten Verlust verwunden war, trat man den Weitermarsch zur Küste an, die man diesmal in Daressalaam erreichen wollte. Der noch jetzt eingehaltenen Sitte gemäß übernachtete die Karawane das letzte Mal in unmittelbarer Nähe der Stadt, um am nächsten Tage frisch und wohlgeordnet einziehen zu können. Am 22. Tage des Ramadhan, des heiligen Fastenmonats des Islam, hatten sie ihr letztes Biwak. In Daressalaam selbst fand man große Veränderungen.

Der Sultan Sejjid Majid, der mit richtigem Blick erkannt hatte, daß die Basis seiner Macht auf dem Festlande, das ihm seinen Reich-

tum liefert, liege, hatte beschlossen, seine Residenz nach Daressalaam zu verlegen und bereits begonnen, dort einen seiner würdigen Palast zu bauen. Schon ehe dieser fertig war, verbrachte er jährlich einige Monate auf dem Festlande und welche hohe Bedeutung er seinem Plane beimaß, beweist der Umstand, daß er gerade im Monat Ramadhan, wo sonst der Araber sich zu beschaulicher Ruhe zurückzuziehen pflegt, an jenem Orte weilte, von dem er sich eine große Zukunft für seine Herrschaft versprach. Er konnte freilich seine Pläne nicht ausführen. Schon wenige Jahre später starb er plötzlich und mit ihm erlosch das Interesse an dem weiteren Ausbau der Herrschaft auf dem Festlande. Der Palast, dessen Einrichtung Sejjid Majid so energisch begonnen hatte, blieb, wie viele mit unzureichenden Mitteln begonnene Privathäuser in Zanzibar, ein Neubau und verfiel schließlich in einen Trümmerhaufen, dessen Reste jetzt noch neben dem Hospital zu erkennen sind. Wäre damals Majid am Leben geblieben, und hätte seine hochfahrenden Pläne auf dem Festland ausführen können, wohl schwerlich wären jene kühnen Züge von Dr. Peters und Gefährten nach den Gebieten des Hinterlandes unternommen worden, die zur Gewinnung einer deutschostafrikanischen Kolonie geführt haben.

Damals war jedenfalls reges Leben in Daressalaam. Alles was zur „Gesellschaft" gehörte, war mit dem Hofe des Sultans nach der neuen Residenz gezogen. Sämtliche Berufskonsuln und eine große Zahl sonstiger Europäer, alle besseren Araber von Zanzibar, Pemba Mombassa und Lamu, sowie eine große Anzahl Inder waren dem Herrscher gefolgt. Unter letzteren auch sämtliche Gläubiger Tippu Tips, bei denen die Ankunft der Karawane naturgemäß hohe Freude hervorrief, waren sie doch beim Anblick der reichen Elfenbeinbeute sicher, ihr vorgeschossenes Geld mit hohen Zinsen zurückzuerhalten. Aber auch sonst erregte das Eintreffen der Karawane in allen Kreisen größtes Interesse; es war die erste, die in der neuen Residenzstadt die Küste erreichte. Der Sultan selbst, bezeigte Teilnahme für den kühnen Reisenden, den er mit hohen Ehren überschüttete und bis zu dem, den Fastenmonat abschließenden „Großen Feste" (das in der Türkei unter dem Namen Beiramfest bekannt ist) als seinen Gast bei sich behielt. Nach dem Fest kehrte das ganze Hoflager auf drei Schiffen nach Zanzibar zurück; voran in einem, französischem Kriegschiffe der Sultan mit seinen Notabeln und den fremden Vertretern, auf zwei kleineren Dampfern folgten die sonstigen Araber und die Inder.

Viertes Kapitel.

Erlebnisse in Zanzibar und neue Reise nach Zentralafrika.

Per angusta ad augusta.

Inhalt: Neue Reisepläne. Banyanen und Verhandlungen mit muhamedanischen Indern. Eifersucht zwischen diesen. Reisevorbereitungen. Ein Teil der Lasten wird vorausgesandt. Leichtsinnige Behandlung von Pulver und Strafe dafür. Im Gefängnis. Sir John Kirk. Reise nach Bagamoyo. Vorausmarsch von Muhamed bin Masud. Abschied in Daressalaam und Zanzibar. Aufbruch und Zusammentreffen mit vorausmarschierter Karawane in Ugogo. Cholera. Feindliche Eingeborene. Wegen Trägermangels werden Waren vergraben. Über Turu nach Rubuga. Zusammentreffen mit Vater. Einzug in Tabora. Neue Heirat des Vaters. Zwist mit Mkasiwa. Überfall der Wangoni. Niederlage der Taboraaraber. Unentschlossenheit. Ergebnisloser Kriegszug Tippu Tips. Furcht der Taboraleute. Weiter nach Ugalla.

In Zanzibar begann für Tippu Tip nach den langen Wanderjahren eine Zeit der Erholung, die er sich, an Geld und Ehren reich geworden, nach Wunsch behaglich gestalten konnte. Doch wie es den Europäer, der einmal von der Tropensonne Afrikas beschienen wurde, der Motte gleich, die ans Licht fliegt, stets wieder nach dem Palmenlande zurückzieht, so duldete es den an das Leben in der Wildnis gewöhnten Reisenden nicht lange in der müßigen Ruhe der Großstadt. Nach wenigen Monaten schon trägt er sich mit neuen Reiseplänen, die unterstützt werden von dem Sultan selbst, dem naturgemäß nur daran gelegen sein konnte, wenn das ferne Innere nach Möglichkeit von Arabern erschlossen wurde. Erstens brachte es reiche Ausbeute an Elfenbein und Sklaven ins Land und dann erhöhte es auch den politischen Einfluß des Sultans, wenn möglichst viele seiner Untergebenen im Innern Bedeutung gewannen. Deshalb bot er Tippu Tip auch finanziell seine Unterstützung an, indem er die von ihm abhängigen Banyanen anwies, ihm bis zu jeder gewünschten Höhe Kredit zu geben.

Banyane ist ein Sammelname, unter dem man in Ostafrika alle heidnischen Inder versteht. Sie zerfallen in eine große Anzahl von Kasten, deren höchste die der Priester (Brahminen) ist. Die andern höheren Kasten, unter denen hier besonders die Batias und Wanvans vertreten sind, sind alle Kaufleute und erfreuen sich zumeist großen Wohlstands, den sie freilich nicht immer auf einwandfreie Weise er-

worben haben. Sie sind teilweise große Wucherer und bereichern sich als solche durch Beleihen von Grundstücken gegen hohe Zinsen. Es gibt aber auch sehr ehrenwerte Banyanen, die ihren Reichtum auf anständige Weise erworben haben. In hohem Ansehen bei Europäern und Einwohnern steht z. B. das derzeitige Haupt der Batiagemeinde Parsitom Tokarsi. Auch der Elfenbeinkönig Ratu Binji in Zanzibar gilt als reeller Geschäftsmann. Dem damaligen Haupt dieser Banyanen, namens Ladda Damji, hatte Sejjid Majid den Zoll verpachtet. Der Mann war in seinem Amt höchst selbständig geworden und schaltete, da sich der Sultan um die internen Angelegenheiten, wenn er nur seine Pacht regelmäßig bekam, nicht kümmerte, ganz willkürlich. Der Zöllner war, wie sein Vorgänger im Evangelium, ein Sünder. Bei den Arabern, die er von sich abhängig zu machen wußte, war er wenig beliebt. Dieser Ladda nun sollte, so wünschte es der Sultan, Tippu Tip das Geld zu einer neuen Reise vorschießen. Diesem gefiel das garnicht, er hätte viel lieber bei seinen früheren Geschäftsfreunden, den muhamedanischen Indern, geborgt, aber dem Willen des Herrschers wagte er nicht zu widersprechen und so sagte er, mit orientalischem Gleichmut sich vorläufig fügend, zu. Der liebe Gott konnte ja, bis man so weit war, noch alles zum Wohlgefallen leiten.

So verging ein Jahr, bis Tippu Tip endlich der Untätigkeit überdrüssig ward und ernstliche Reisepläne schmiedete. Sein Versprechen an Sejjid Majid außer acht lassend, wandte er sich an seine früheren Kreditgeber Nur Muhamed und Warsi Adwani und erklärte ihnen, er wolle wieder reisen, wäre es aber satt, wie früher bei Hinz und Kunz zu borgen, wenn sie mit ihm in Geschäftsverbindung bleiben wollten, sollten sie ihm allein die nötigen Waren vorschießen. Die erwiderten, so viel als er brauchte, hätten sie selbst nicht, aber sie würden das Nötige von Taria Topan — dem damals allmächtigen indischen Geschäftsmann, der später sogar den englischen Adel erhielt und Sir Taria Topan hieß — besorgen, auf keinen Fall sollte er sich mit dem Banyanen einlassen.

Doch sie zögerten von Tag zu Tag, während Ladda immer mit neuen Kreditanerbietungen an Tippu Tip herantrat. Schließlich ging dieser mit ihm in Verhandlungen ein und erhielt sofort einen Kredit von 50000 Dollar zugesichert. Stolz schreibt Tippu Tip dazu: „Und ich hatte zu jener Zeit keine Pflanzung noch ein Haus in Zanzibar oder sonst auf der Welt, doch, so fügt er hinzu, hatte ich ein Weib in Zanzibar, Bint Salum bin Abdallah el Barwanije, die hatte viel Besitz hier in Zanzibar und Maskat". Letzterer Umstand hat nun freilich für den Banyanen nicht den Ausschlag gegeben, denn er wußte genau,

[illegible] Lu [illegible] ganz [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mitgekommen war. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Tim Lu. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] getragen [illegible] [illegible] [illegible] ganzes Geld [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] Tim Lu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] 600 Dollar [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Tim Lu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Tim Lu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Tim Lu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Tim Lu [illegible].

[illegible] [illegible] 20 [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Sommer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wurden. Tim Lu [illegible] Geld [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] 5000 Dollar. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Hause [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Tage [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Beispiel für [illegible] [illegible].

Ein Monat war seit der [illegible] vergangen, als [illegible] eines [illegible] [illegible] [illegible] in seinem Hause erschienen, [illegible] [illegible] für den nächsten Morgen [illegible] [illegible] [illegible] dem Minister des [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] Gefühl eines ruhigen Gewissens [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] den Weg zu dem [illegible], der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] fragt.

ob er derjenige sei, der in der Nähe des englischen Konsulats Pulver aufgespeichert habe. Ja, lautete die ruhige Antwort, die den Minister zu der weiteren Frage veranlaßt, ob Tippu Tip verrückt geworden sei. Nein, antwortet dieser, ich bin im Besitz meiner geistigen Kräfte. Nach dieser allgemein gehaltenen Einleitung erging sich der Minister in einem längeren Vortrage darüber, daß es gänzlich unstatthaft sei, Pulver in die Stadt zu bringen und dadurch Leib und Leben der Einwohner zu gefährden. Tippu Tip versicherte, das hätte er nie geahnt, er sei Jahre lang im Innern gewesen und kenne als freier Mann natürlich die modernen Polizeivorschriften nicht, es solle aber nicht wieder vorkommen. Mit diesem Wechsel auf die Zukunft gab sich jedoch der Minister nicht zufrieden, Unkenntnis des Gesetzes schütze vor Strafe nicht, das Vergehen sei geschehen und heische Sühne, umsomehr als der englische Konsul von der Geschichte gehört habe und höchst aufgebracht sei. Er solle am nächsten Morgen wiederkommen und das Urteil hören, das Sejjid Majid über ihn fällen würde.

Als Tippu Tip dem Befehl gemäß antrat, wurde ihm der Bescheid, Sejjid Majid hätte zwar nicht gewußt, daß er der Übeltäter sei, die Sache ginge aber vom englischen Generalkonsul aus und nun solle er entweder einen Monat eingesperrt werden oder den Preis des gekauften Pulvers als Strafe zahlen. Tippu Tip erklärte sich für das Letztere, den Wert gab er etwas unbestimmt auf mehr als 4000 Dollar an, er wolle aber lieber das Geld bezahlen als auch nur wenige Tage eingesperrt zu werden. Durch solchen Opfermut gerührt, erklärte der Minister, er solle sich nur ruhig zwei oder drei Tage einsperren lassen, nachher werde sich die Sache schon von selbst einrenken.

So bezog Tippu Tip das Gefängnis, einen hinter dem Zollhaus gelegenen vierschrötigen quadratförmigen Bau mit einem schmutzigen Hof in der Mitte und je einem Turm an den Ecken, fälschlich als Portugiesenfort bezeichnet, in Wahrheit ist es erst anfangs vorigen Jahrhunderts von Sejjid Said gebaut. Es war aber für Tippu Tip ein fideles Gefängnis, man gab ihm ein anständiges Zimmer, in dem er nach Belieben schalten und walten konnte. Den Tag über empfing er Besuche, des Nachts leisteten ihm seine Frauen Gesellschaft.

Die Verhältnisse haben sich in dieser Beziehung auch jetzt noch nicht sonderlich geändert. Ein Sträfling, der sich mit seinem Aufsichtspersonal gut zu stellen weiß, kann immer noch im Zanzibargefängnis behaglich leben, wenn er es nicht überhaupt vorzieht, sich die Pforte des Kerkers mit goldenem Schlüssel zu öffnen.

Als Tippu Tip am dritten Tage frei kam, ging er zum englischen Generalkonsul Sir John Kirk, der ihn fragte, wo er so lange gesteckt

habe. Gekränkt erwiderte er, er sei wegen des Pulvers eingesperrt gewesen. Das war dem Konsul ganz neu, er hatte sich zwar über die Geschichte geärgert, hatte aber keine Ahnung, daß Tippu Tip der Frevler gewesen sei. Sonst, meint dieser, hätte er wohl ein Auge zugedrückt, denn er hätte große Stücke auf ihn gehalten, da er sich so ritterlich des dem Konsul befreundeten Livingstone angenommen, von diesem auch wichtige Briefe an das Konsulat mitgebracht hatte.

Nach einigen Wochen ging Tippu Tip nach Bagamoyo, um weitere Lasten nach dem Innern abzufertigen. Immerhin blieben jedoch noch Waren im Betrage von etwa 300 Lasten zurück, die er Muhamed bin Masud reisefertig zu machen bat. Er selbst wollte zuvor noch einmal nach Daressalaam, um von Sejjid Majid, der dahin zurückgekehrt war, Abschied zu nehmen. Da er sich auch von den Geschäftsfreunden in Zanzibar zu verabschieden hatte, wies er Muhamed an, inzwischen voraus zu marschieren und ihn in wenigen Tagen in Kwere, einem Ort unweit von Bagamoyo, zu erwarten. Der Aufenthalt in Zanzibar dauerte aber länger als er dachte, denn er mußte hier noch eine Hochzeit im Hause des Raschid Adwani mitmachen; aus orientalischer Höflichkeit und aus geschäftlichen Rücksichten konnte er die Einladung nicht abschlagen. So wurde er wider Willen 17 Tage länger, als er beabsichtigte, festgehalten.

Die Folge war, daß er in Kwere keinen Menschen mehr antraf. Dem Muhamed war die Zeit zu lang geworden, er holte ihn jedoch nach wenigen Tagen in Usagara ein und von da setzten sie die Reise gemeinsam fort. Sie waren aber noch nicht weit nach Ugogo hinein gekommen, als ein großes Unglück über die Karawane hereinbrach. Die Leute bekamen die Cholera, jeden Tag starben mehrere Träger. Dazu bot die Gegend noch viele Schwierigkeiten, denn Ugogo war ein armes Land, in dem kaum Lebensmittel zu bekommen waren; zumal die Bevölkerung sich feindlich stellte und nirgends etwas zum Verkauf bot. „Überall, wo wir hinkamen, schreibt Tippu Tip klagend, wurden wir zurückgetrieben.“ Sie hatten sich zwar in Usagara einigermaßen vorgesehen, doch waren die mitgenommenen Vorräte längst aufgezehrt.

So war die Not schon ziemlich hoch gestiegen, als sie eines Tages im westlichen Ende von Ugogo bewaffnete Krieger auf der Straße trafen, die ihnen den Weitermarsch verbieten wollten. Da die Küste verseucht war, wollten die Schenffs sie nicht durch ihre Ortschaften ziehen lassen, sondern muteten den Reisenden zu, durch den Wald zu marschieren und erst bei der Mgunda Mkali, einer 7 Tagereisen langen nahrungs- und wasserlosen Steppe, den Karawanenweg wieder zu be-

treten. Das Unternehmen hätte den sicheren Untergang bedeutet, ohne Lebensmitel und mit der Epidemie in der Karawane. So wurde denn Kriegsrat gehalten. Als den älteren bat Tippu Tip seinen Bruder Muhamed um die Entscheidung. Dieser beugte sich der besseren Einsicht Tippu Tips und überließ ihm die Bestimmung, die alsbald dahin lautete, den Durchgang mit Gewalt zu erzwingen. Als dies den Soldaten mitgeteilt wurde, baten sie um eine kurze Frist, damit sie ihrem Sultan Kiuje Meldung machten. Bald kamen sie zurück mit der Mitteilung, der Durchzug sei ihnen gestattet, doch mußten sie außerhalb der ersten Stadt am Flusse lagern und nach zwei Tagen wieder aufbrechen, Lebensmittel würden ihnen ins Lager gebracht werden. Der Fluß, an dem sie sich niederließen, war aber gar kein Fluß, wenigstens zur Zeit nicht, denn alles Wasser war eingetrocknet. Durch eifriges Graben wurden aber doch einige Quellen entdeckt, denen spärliches Wasser entströmte. Die Seuche wütete inzwischen immer weiter.

Als die Karawane nach den beiden Rasttagen in einem weiteren Tagemarsche an der westlichen Grenze von Ugogo ankam, war sie schon so gelichtet, daß nicht mehr genug Träger übrig waren. Eine große Anzahl Lasten wurde deshalb vergraben, natürlich nur solche Waren, denen ein längerer Aufenthalt im Erdreich nichts schadete, als Perlen, Blei für die Gewehre, Ketten und dergleichen mehr. Durch öde Wildnis gelangte man alsdann durch die Mgunda Mkali nach Tura, wo man verschiedene arabische Karawanen traf, die zu gleicher Zeit von Bogamoyo aufgebrochen waren, aber einen anderen Weg eingeschlagen hatten.

Auch diese hatten trübe Erfahrungen gemacht. Sie waren bis auf ein Drittel durch die Krankheit zusammengeschmolzen, und hatten infolge des Verlustes an Trägern auch viele Waren eingebüßt. Auch ein Bekannter aus Tabora tauchte hier bereits auf, der Araber Nasor bin Masud, der der schwer geschädigten Karawane eines Geschäftsfreundes entgegen gereist war, um von dieser, die ihren Führer durch die Seuche verloren hatte, noch zu retten, was zu retten war.

In Rubuga, einer weiteren Etappe, traf Tippu Tip seinen alten Vater, der ihm entgegen marschiert war und mit der vorausgegangenen Karawane ihn hier erwartete. Nach langen Jahren das erste Wiedersehen zwischen Vater und Sohn. Seit dem Kriege mit Mnywa Sere, nach dessen Ausgang Tippu Tip nach Urua gereist war, hatten sie sich nicht mehr getroffen. „Damals war ich noch ein armer und unbekannter Mann, doch viele Jahre sind seitdem verflossen,“ sagt Tippu Tip in seiner Lebensbeschreibung in stolzer Erinnerung. Gemeinsam zogen sie in Tabora ein, wo unser Held naturgemäß manches verändert fand.

[illegible]

[illegible]

[illegible] Wohnung, einer Kerker [illegible] mit, deshalb [illegible] war, [illegible] Im [illegible], einer etwa [illegible] Landschaft, waren die Horden [illegible] in der Eile aus den Leuten in [illegible] unter Führung des Arabers [illegible] die etwas entfernt [illegible] erhielten die Auf[illegible] in [illegible] einzufinden. Von hier marschierten sie [illegible] gänzlich aufgerieben. [illegible] Sie waren von den [illegible] geschlagen und [illegible] und weit über 100 Leute aus [illegible] sie sich [illegible] in [illegible] aufhielten und an dem Zuge [illegible] hatten. Sie waren von dem Sultan [illegible] abgesandt, [illegible] aus Sansibar [illegible] zu bringen.

Nach dem Siege über die [illegible] waren die [illegible]

denen es selbst wahrscheinlich weniger um die Herrscheransprüche des Michama als um einen guten Beutezug zu tun gewesen war, mit großen Rinderherden abgezogen. Tippu Tips Vorschlag, ihnen auf dem Fuße zu folgen, fand bei der allgemeinen Niedergeschlagenheit keinen Anklang. Eiligst kehrte alles nach Tabora zurück. Hier entwickelte Tippu Tip von neuem seine Pläne und drang endlich am zweiten Tage damit durch, daß man die Verfolgung aufnehmen müßte. Und wirklich war das Racheheer bis Mienga, in unmittelbarer Nähe von Njombe, gekommen, als die Helden wieder ihre Ansichten änderten und zu den heimischen Penaten zurück schwenkten. Nur Tippu Tip und ein anderer Araber namens Said bin Habib, setzten den Marsch fort, über Minto, den westlichen Grenzort von Unyanyembe, gelangten sie bis zum Njombofluß, der einer weiteren Verfolgung Einhalt bot. Sie sahen, daß die Wangoni doch schon einen zu weiten Vorsprung hatten, und wollten sich nicht der Gefahr aussetzen, dem Feind in einem fremden Lande, das von ihrer Heimat noch dazu durch ein schwer zu passierendes Gewässer getrennt war, entgegen zu treten. So kehrten auch sie unverrichteter Sache nach Tabora zurück.

Tippu Tip wollte sich nicht länger hier aufhalten, sondern gleich weiter nach Itahua gehen, wurde aber von den übrigen Arabern nicht fortgelassen. Er sollte erst einmal sehen, ob die Wangoni nicht wiederkämen; jetzt, wo sie einen leichten Sieg erfochten hätten, würden sie wohl Geschmack an der Sache gefunden haben und bald zu einem neuen Beutezug erscheinen. „Die Leute waren damals eben noch nicht an Krieg gewöhnt.“

Ungern fügte sich Tippu Tip. Nachdem zwei Monate des Wartens friedlich verlaufen waren, sandte er den größeren Teil seiner Karawane nach Itahua voraus, nach einem weiteren Monat noch einen Nachschub bis auf einen Rest, der unter ihm selbst zurückblieb. Inzwischen hatte er nach Ugogo geschickt, um die dort vergrabenen Waren nachholen zu lassen. Sie wurden auch glücklich fast vollzählig aufgefunden, nur von den Perlen war ein kleiner Teil im Sande verloren gegangen. Als diese Güter angekommen waren, begab sich auch Tippu Tip trotz der Reden seiner Stammesgenossen, die ihn der eigenen Sicherheit halber gern noch bei sich behalten hätten, auf den Weg und machte zunächst in der südwestlich gelegenen Landschaft Ugalla Station.

Fünftes Kapitel.

Von Ugalla zum Lundareich.

El ein bil ein wa l anf bil anf wa l udhun bil udhun wa s sin bis ain.

(Auge um Auge, Nase um Nase, Ohr um Ohr, Zahn um Zahn.)

Kuran, Suret el Maide, 5, Vers 45.

Inhalt: Die Sultane Taka und Rijowe. Die Reisenden werden ausgenützt. Tippu Tips Besuch beim Sultan und Streit aus geringfügiger Veranlassung. Takas Tod und Flucht der Seinen. Beute. Fahnenflucht der Wanyamwesi. Rückkehr der Schensis und ihre Besiegung. Intervention der Taboraaraber und Friede. Ueber Ukonongo nach Fipa. Weiter am Tanganika entlang nach Itahua. Vergiftung durch Maniok und Heilmittel. Wieder bei Nsama. Elefantenjäger. Abstecher nach Ruemba. Das Lundareich und die Kasembes. Livingstones Erzählungen. Ungastlicher Empfang. Kampf und Sieg. Einsetzung eines neuen Sultans.

In Ugalla herrschte dem Namen nach als Sultan ein gewisser Taka, in Wirklichkeit regierte jedoch sein jüngerer Bruder Rijowe, der nach Tippu Tips Schilderungen ein großer Tyrann war und den Reisenden die denkbarsten Schwierigkeiten bereitete. Er wohnte in einer großen Stadt, die mit Brüstungen und Laufgräben stark befestigt war. Der Karawane gestattete er, außerhalb der Feste in einer Entfernung von einer Viertelstunde ihr Lager aufzuschlagen. Tippu Tip wollte in seinem Lande für acht Tage Wegzehrung kaufen, die er zum Weitermarsch nach Ukongo gebrauchte, erhielt die Erlaubnis jedoch erst, nachdem er fünf Rinder und hundert Kleider gezahlt hatte. Darauf durfte er seine Einkäufe machen und übergab seinen Leuten die Wegzehrung in Gestalt von Mtama (Negerkorn), das sie alsbald zu stampfen begannen, teils in dem Lager, teils in der Stadt selbst. Leider sollte ihnen dieser Mtama zum Zankapfel werden.

Am Morgen des zweiten Tages war Tippu Tip zum Sultan zur Audienz befohlen. Mit einem Gefolge von 16 Leuten, die der Vorsicht halber scharf geladene Gewehre bei sich hatten, begab er sich in die Stadt. Auf dem Wege begegnete ihm einer seiner Suahelis, der voll Zorn erzählte, ein Wilder habe ihm seinen Mtama ausgeschüttet und ihn selbst mit Fäusten bearbeitet. Er gehe jetzt, sein

Gewehr zu holen, und wolle sich an dem Unverschämten rächen. Tippu Tip redete ihm gut zu, er solle solchen Unfug unterlassen, der sie alle in größte Verlegenheit bringen könne. Ihm sei daran gelegen, Frieden zu halten, und er wolle gern den ausgeschütteten Mtama durch neuen ersetzen. Anscheinend zufrieden gestellt zog sich der Jüngling zurück, während Tippu Tip mit dem Gefolge zum Hause des Sultans schritt. Dieser begrüßte die Fremdlinge und führte sie alsdann zur Wohnung seiner Hauptfrau, wo sie einige Augenblicke außerhalb warten sollten. Währenddem kam der beleidigte Suaheli vorbei, richtig wie er zuerst gesagt hatte, mit der Flinte bewaffnet. Tippu Tip rief ihn zu sich heran und haute ihm einige väterliche Ohrfeigen, sechs oder sieben, wie er sich erinnert. Die Züchtigung kam aber zu spät. Schon hatten die Schensis ihn gesehen und aus der Situation erkannt, daß er sich an ihnen rächen wollte. Sie erhoben ein wütendes Geschrei und stürmten auf Tippu Tip und seine Leute ein. In dem Regen von Speeren und Pfeilen stürzte alsbald ein Sklave Tippu Tips nieder.

Dieser wandte sich an den Sultan mit der Aufforderung, seine Untertanen zu beruhigen. Mochte sich der aber gegenüber der aufgeregten Menge machtlos fühlen, oder selbst mit dem Friedensbruch einverstanden gewesen sein, kurzum er ergriff die Flucht, kam aber nicht weit, denn alsbald streckte ihn ein Schuß der Araber, die nun ihrerseits von den Waffen Gebrauch machten, nieder. Beim Anblick ihres fallenden Häuptlings ergriffen die Wilden die Flucht. Den zurückbleibenden Arabern war es aber auch nicht geheuer. Die Stadt war überall stark befestigt und man konnte nicht wissen, ob nicht hie und da noch ein versteckter Feind lauerte. Sie drängten sich nach dem ersten besten Tor — im ganzen waren deren sechs vorhanden — und gingen außerhalb nach dem Lager zurück. Dies fanden sie ganz verlassen. Selbst die beiden Wachtposten waren verschwunden. Wie sie jedoch noch zwischen Furcht und Hoffnung schwebend an dem ihrem Lager gegenüber befindlichen Haupteingangstor standen, kam ihnen von innen plötzlich ein Trupp Leute, mit der roten Flagge voran*), entgegen. Sie hatten die Stadt abgesucht und fast keine lebende Seele gefunden. Nur 6 Weiber brachten sie als Kriegsgefangene mit.

Nun begab sich auch Tippu Tip auf Rekognoszierung in die Stadt zurück. Sie war von Männern ganz verlassen, doch wurden noch 60 Weiber aufgefunden und als gute Beute willkommen geheißen. Auch was man an Waren und Elfenbein fand — viel war es nicht —

---

*) In Afrika führt noch jetzt jede größere Karawane die Flagge ihrer Nationalität. Die Zanzibarflagge ist blutrot.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

im Voraus die Bedingungen, die sie als gerecht ansehen würden. Nachdem sie eingezogen, einigte man sich dahin, daß Tippu Tip alle erbeuteten Weiber zurückerstatten sollte, die Schensis hatten nur für die auf Seite der Araber Gefallenen Buße zu zahlen.

So wurde der Friede geschlossen. Da mit den Arabern aus Tabora auch die geflüchteten Wanyamwesi zurückgekehrt und somit die nötigen Träger vorhanden waren, stand dem Abmarsch nichts mehr im Wege. Über Ukonongo kamen sie nach Fipa zum Sultan Karagwe. Hier trafen sie mit den vorausmarschierten Freunden zusammen, an deren Spitze Muhamed bin Masud stand. Diese hatten das Land, das sich großer Fruchtbarkeit erfreute, so angenehm gefunden, daß sie beschlossen hatten, den Nachtrupp hier abzuwarten. Nur einen der Ihren, Juma bin Sef bin Juma, hatten sie nach Itahua vorausgesandt. Tippu Tip hielt sich in Fipa sechs Tage auf, um seine Karawane in der gesegneten Gegend für den bevorstehenden Marsch durch dürftigere Landesstrecken zu verproviantieren. Dann brachen sie gemeinsam, eine 4000 Mann starke Kolonne, auf. Der Weg führte an den Ufern des Tanganika entlang und brachte viele Beschwerden. Die Gegend ist dort sehr gebirgig und so ging es bergauf und bergab, bis sie endlich in Urungu anlangten, einer ausgehungerten Landschaft, die sie, da Lebensmittel nicht aufzutreiben waren, bald wieder verließen.

Endlich erreichten sie die Landschaft Itahua, sie kamen nach einer Stadt, in der Mkura, ein Sohn Nsamas, herrschte. Hier war wieder großer Wohlstand, namentlich wuchs erstaunlich viel Maniok, an dem sich die ausgehungerten Träger für die Entbehrungen der letzten Wochen mit großer Gier entschädigten. Darauf erkrankte nach einigen Tagen die ganze Schar an heftigem Brechdurchfall, dem 40 Leute zum Opfer fielen. Glücklicherweise erschien bald darauf der in Itahua Handel treibende Araber Juma bin Sef, der ein Heilmittel gegen das Leiden kannte. Er ließ eine scharfe Currysauce mit Pfeffer und Muskat anrühren, die er den Leuten mit magerem Ziegenfleisch zu essen gab. Dies wurde den Kranken mehrere Tage gereicht und wirklich half das Hausmittel. Der Brechdurchfall ließ allmählich nach, nur waren die Leute noch lange Zeit nachher sehr erschöpft. Die Krankheit war übrigens nicht, wie Juma sie belehrte, lediglich durch die Freßgier der Leute entstanden, sondern der Maniok war anders geartet als der ihnen bisher bekannte. Er war außerordentlich bitter und wurde erst ungefährlich, wenn man ihn längere Zeit ins Wasser tat, dann mehrere Tage trocknen ließ und schließlich kochte. Das wußten Tippu Tips Leute natürlich nicht und wenn sie es auch gewußt hätten, hätten sie diese Vorsichtsmaßregel wahrscheinlich nicht befolgt, denn in den acht

Lager, die sie genommen hätten, um den [illegible] zu machen, wären sie wahrscheinlich verhungert. Sie hatten [illegible] nicht einmal die [illegible] genommen, um zu [illegible], sondern ihn gleich [illegible], wie er aus der Erde kam, verzehrt.

Als die Karawane wieder vereinigt war, zogen sie weiter [illegible] den alten [illegible] aufzusuchen. [illegible] wurden [illegible] aufgenommen, um Tippu Tip [illegible] zu [illegible]. Er [illegible] 41 Elefantenzähne im Gewicht von 65 Frasila als [illegible] Tage [illegible], daß sie alles, was er an Elfenbein hatte. Die [illegible] ging wenig [illegible], denn [illegible] war er [illegible] 300 Frasila [illegible] das Land [illegible]. Tippu Tips [illegible] mit der Jagd. In [illegible] waren es [illegible] Elefanten [illegible]. Dort hatte er [illegible] von einem [illegible] gekauft, der [illegible] und ihm [illegible] 100 Dollar (etwa 300 Mark) [illegible]. [illegible] im [illegible] ausgerissen, die übrigen [illegible] ihren [illegible] wieder ein. Es war gar keine Seltenheit, daß sie an einem Körper zwanzig Zähne erbeuteten. Auch Büffel gab es in [illegible] Menge, die wegen ihres Fleisches gejagt wurden.

Da Tippu Tip [illegible] einem [illegible] [illegible] Zeugnis [illegible] nach Ruemba, wo die [illegible] Kazembe, [illegible] und [illegible] verrichtet. Für wenig Waren bekam er sehr viel Elfenbein, deshalb stellt er ihnen das Zeugnis aus, daß sie gute Leute waren. Mit seinen Schätzen kehrte er nochmals nach [illegible] zurück, wo er jetzt einen neuen Plan schmiedete. Mohamed bin [illegible] sollte mit der Hauptmasse der Waren im Lande bleiben. Tippu Tip dagegen wollte mit [illegible] Perlen, die beide bei sich hatten, westwärts nach Urua ziehen, wo dieser Artikel hoch im Preise stand.

Der Weg führte sie durch das einst mächtige und auch damals noch recht bedeutende Kazembereich Lunda, das schon am Ende des 18. Jahrhunderts von portugiesischen Entdeckern aufgesucht und in den Jahren 1866 und 67 von Livingstone planmäßig erforscht wurde. Es ist ein fruchtbares Hochland westlich vom Moerosee, nördlich wird es vom Luapula und Kalungwisi [?] begrenzt, östlich und südlich vom [illegible] und [illegible]. Das Land wurde regiert von gewählten Herrschern, die Kazembe genannt wurden, ein Wort, das nach Livingstone so viel wie General bedeutet. Die Kazembes scheinen sehr häufig gewechselt zu haben, da sie, sobald sie sich unbeliebt machten, vertrieben wurden. Der Herrscher, den Livingstone 1867 traf, hieß [illegible] und war der siebente Kazembe,

sein Vorgänger Lekwisa war aber noch am Leben, und wohnte als Flüchtling bei Nsama. Livingstone besuchte Maonga am 28. November 1867 in seiner Residenz am Nordende des Mofwe, eines von dem Luapula oberhalb des größern und bekannteren Mueru gebildeten fischreichen Sees. Jeder Kasembe pflegte sich eine besondere Stadt als Wohnsitz zu gründen. Die Residenz des damaligen Kasembe bedeckte einen Flächenraum von einer englischen Quadratmeile, auf dem, zwischen Kasavepflanzungen zerstreut, einige hundert Hütten lagen. Der Hof des Herrschers — manche hätten ihn einen Palast genannt — bildete ein Viereck von 300 Ellen Länge und 200 Ellen Breite und war von einem hohen Rohrzaun umgeben. Als Zierrat waren hie und da Menschenschädel aufgestellt. Ein großer Teil seiner Leute hatte gestutzte Ohren und abgehackte Arme, Verstümmelungen, die den damit Behafteten nicht aus ästhetischen Rücksichten, wie ähnlich bei uns den Foxterriern, beigebracht waren, sondern ihnen für ihre Lebenszeit eine Erinnerung daran bieten sollten, daß ihr Herrscher einmal genötigt gewesen war, mit ihnen unzufrieden zu sein. Vertrauenerweckend war jedenfalls für den Besucher der erste Eindruck nicht, doch wurde er für die schauerlichen Gefühle, die ihm beim Eintreten beschlichen, alsbald entschädigt durch den heiteren Anblick, der sich ihm beim Weiterschreiten bot. Vor seiner Hütte saß auf einem Lager aus Löwen- und Leopardenfellen eine Gestalt mit schieläugigem Gesicht, eingehüllt in ein grobes Gewand aus blau und weiß gestreiften Stoff mit roter Kante, faltenreich aufgebauscht, daß es aussah, als hätte er sich eine Krinoline verkehrt untergebunden. Arme, Füße und Kopf waren mit Ärmeln, Beinkleid und Mütze aus schön gemusterten bunten Perlen bekleidet, gekrönt war das seltsame Modegebilde mit einem Aufputz aus gelben Federn. Die Großen des Reichs, überdacht von ungeheuern, geflickten Regenschirmen, näherten sich ehrfürchtig dem Gebieter, machten ihm ihre zeremoniellen Verbeugungen und nahmen rechts von ihm Platz. Livingstone wurde durch einen Minister mit gestutzten Ohren dem Kasembe vorgestellt, der, nachdem er, so gut es ging, kurz über Zweck und Ziel von des Forschers Reise unterrichtet war, dessen Geschenke anzunehmen geruhte. Da sie zum Teil in grotesken Kleidungsstücken bestanden, war er höchst zufrieden, was ihn jedoch nicht hinderte, sich nur mit einer mageren Ziege und einigen Fischen zu revanchieren. In einer späteren Audienz wurde er für diesen Geiz von dem seit zehn Jahren im Lande lebenden Araber Muhamed bin Saleh öffentlich verspottet.

Livingstone hat von der Macht des damaligen Kasembe keine hohe Meinung; er meint, wenn er einen Heerbann aufzubieten hätte,

würde er wohl kaum 1000 Lanzenträger zusammentrommeln können, während der erste portugiesische Besucher Pereira berichtet, der Kasembe, den er traf, habe ein stehendes Heer von 20000 ausgebildeten Kriegern gehabt. Livingstone hat den Eindruck, daß er sich mit Moonga, dem er auch Vorträge über das Verwerfliche des Sklavenhandels hielt, gut stellen könne, nur schreckte ihn der Anblick seiner Schielaugen und der vielen verstümmelten Leute immer wieder ab.

Als Tippu Tip ins Land kam, waren seitdem einige Jahre verflossen und es herrschte bereits ein anderer Kasembe. Der Empfang nach Lunda gestaltete sich für ihn nicht zu einer Bewillkommnung. Bei schweren Regenstürmen, die der großen Karawane nur langsames Marschieren gestatteten, waren sie zur Grenze von Itahua gekommen. Unterwegs hatten sie noch die tröstliche Nachricht erhalten, daß Nsama nach Tippu Tips Abmarsch große Elfenbeinvorräte aus Sicht befördert hatte, die er seinem Besieger nicht zeigen wollte, die jetzt aber die Araber bequem einhandeln konnten. Die Grenze zwischen Itahua und Lunda bildete ein Fluß, der infolge der Regenzeit stark angeschwollen war. Die Karawane mußte eine große Strecke stromaufwärts marschieren, bis sie ihn durchwaten konnte. Als die ersten Vorboten ins Land kamen, wurden sie von den Balunda überfallen, die vier Leute erschlugen und eine Menge Waren und Gewehre erbeuteten. Da Kasembe mit Nsama verfeindet war und keine Veranlassung hatte, Tippu Tip, der doch selbst als Gegner Nsamas hinreichend bekannt war, unfreundlich entgegen zu treten, war dieser Empfang höchst auffällig und unser Reisender beschloß, ehe er einen Rachezug unternahm, erst nach den Gründen dieser unerwarteten Feindseligkeit zu forschen. Höhnisch wurde ihnen die Antwort, die Balunda hätten die Leute der Araber mit voller Überlegung überfallen, denn diese hätten sich gerühmt, den Nsama besiegt zu haben, nun wollten sie, die Leute Kasembes, ihnen zeigen, daß sie doch etwas anderes seien und hatten sich vorgenommen, jeden Eindringling in ihr Land nieder zu machen. Diese freche Antwort heischte sofortige Sühne. Selbst Said bin Ali el Hinawi, war der Ansicht, ein Mutawa*), ein frommer und versöhnlicher Mann, der einst in Zanzibar in hohen Ehren gestanden hatte, später aber als Barghasch' Anhänger bei Sejjid Majid in Ungnade fiel und als

*) Wörtlich: „Ein sehr Gehorchender." So hießen die Leute, die sich einem besonders religiösen Lebenswandel widmen; sie tragen als Abzeichen den weißen Turban, den sich freilich mancher auch ohne Berechtigun gamaßt, z. B. trägt ihn stets der bekannte Wali Sleman bin Nasor, der bei seiner vorurteilsfreien Stellung zum Verbot des Weingenusses keinen Anspruch auf diese Auszeichnung hat.

dieser ihn soweit demütigte, ihm eine Ohrfeige zu geben, sich grollend zurückzog und auf Reisen ging. Trotz allem hatte er aber sein frommes Gemüt bewahrt und war, wenn es irgend ging, immer bereit, zum Guten zu reden. Jetzt aber riet er selbst zum Kampfe. Eilends wurden Hilfstruppen aus Itahua bestellt, dann ging es über den Grenzfluß und in wenigen Monaten war ganz Lunda besiegt. Der Kasembe — seinen Namen hat Tippu Tip vergessen — wurde vertrieben und an seiner Stelle ein neuer Häuptling namens Mabote eingesetzt, der schon früher einmal Kasembe gewesen war, von seinen Leuten aber vertrieben worden war, weil er sich geweigert hatte, die Beschneidung vorzunehmen, die sonst im Lande zwar nicht üblich war, bei den Herrschern aber verlangt wurde.

Sechstes Kapitel.

Einzug in Urua.

Duobus certantibus gaudet tertius.

Inhalt: Muerusee. Kongo. Einmarsch nach Urua. Schwäche der Grenzbevölkerung. Tropfsteinhöhlen als Unterschlupf im Kriege. Besuch der Höhlen. Ausräucherung durch Msire. Schlechte Geschäfte bei Sultan Kajumbe. Einladungen von Mrongo Tambwe und Mrongo Kassanga. Huldigung seitens des Maire. Kampf mit Kajumbe und Abmarsch. Nochmalige Einladung Mrongo Tambwes. Der Kissalesee; seine Bedeutung für die Umgegend und Kampf um ihn. Feindseligkeiten des Mrongo Kassanga, seine Besiegung und Einsetzung des Mrongo Tambwe als Sultan. Kein Elfenbein. Teilung der Karawane; Said bin Ali nach Katanga. Tippu Tip nach Iramba. Zusammentreffen mit Juma Merikano am Ulengesee. Camerons Bericht über diesen Araber. Vergeblicher Versuch, den Stammesgenossen als Begleiter zu gewinnen und allein weiter.

Nachdem so auch das mächtige Lundareich botmäßig gemacht worden war, ging es zunächst in nördlicher Richtung am Muerusee entlang, bis man zur Residenz des Sultans Mpueto gelangte. Hier tritt unter dem Namen Luapula der Kongo aus dem See. Der Fluß ist dort natürlich noch schmal und wurde unschwer in Boten überschritten. Auf dem linken Ufer lag Urua, das Ziel der Reisenden. Von der viel gerühmten Macht des Landes war zunächst noch nicht viel zu spüren. Die Eingeborenen waren schwach von Körperbau, vielfach durch Kröpfe entstellt und huldigten in übertriebener Weise dem Genuß von Tabak und Hanf, eine Leidenschaft, die ihnen seitens ihrer westlichen Nachbarn, denen das Rauchen unwürdig erschien, den Spottnamen Wahemba, watumwa vuaka, d. h. die Sklaven des Tabaks, eintrug. Als Grenznachbarn des räuberischen Nsama und Kasembe mögen sie stetigen unerwarteten Überfällen ausgesetzt gewesen und dadurch besonders scheu und ängstlich gemacht worden sein. Dazu wies sie die natürliche Beschaffenheit ihres Gebiets von selbst auf die Defensive hin. Das Land war reich an Höhlen, die tief in die Berge hinein gingen und vielen hundert Menschen bequemen Schutz bieten konnten. Da sie Tropfsteinbildungen waren, war an Wasser im Innern kein Mangel. Lebensmittel konnten in beliebiger Menge mitgenommen werden, wurden auch, wenn die Zeiten gerade kriegerisch waren, wohl im Voraus dort aufgespeichert. Tippu Tip berichtet von dem Besuch einer solchen Höhle, die zwei Eingänge hatte und an ihrer größten

Stelle etwa zwölf Fuß breit war. Er stieg mit Kerzen hinein, kehrte aber, als er die eigentliche Höhlung besichtigt hatte, wieder um. Sein Oheim Buschir bin Habib hatte mehr Mut und kam nach einem langen Marsche durch dunkle Gänge am anderen Ende des Berges heraus.

Im Falle des Krieges boten diese Höhlen natürlich einen schönen Unterschlupf. Sobald der Feind kam, waren sämtliche Ortschaften verlassen und die Einwohner vom Erdboden verschwunden. Später kam aber Msire, der Sultan des südwestlich gelegenen Katanga, hinter das Geheimnis und machte es, wie es auch spätere Eroberer mit ähnlichen Troglodyten getan haben, er räucherte sie aus, wie den Fuchs im Bau. Er legte vor die eine Öffnung Brennholz und ließ den Rauch solange hinein ziehen, bis die Höhlenbewohner auf der anderen Seite herauskamen und sich unterwarfen.

Auf seinem Weitermarsch kam Tippu Tip zu einem Sultan namens Kajumbe. Seine Untertanen waren kräftigere Leute als die Warua der Grenze und er selbst, der wegen seiner Herrschsucht den Spitznamen Cha Ukuma, der Schneidige, führte, entfaltete eine bedeutende Macht, die er auch die neuen Besucher fühlen ließ. Für alles Elfenbein, das sie einkauften, mußten sie eine hohe Abgabe, die hier kiremba genannt ward, zahlen. Dabei war der Elfenbeinertrag des Landes gering und die Eingeborenen waren unbequeme Händler. Um einen einzigen Zahn mußte oft mehrere Tage gefeilscht werden.

Da kam die Kunde sehr gelegen, daß in etwas entfernteren Gebieten weit günstigere Handelsverhältnisse seien. Zwei Sultane namens Mrongo Tambwe und Mrongo Kassanga schickten Boten an Tippu Tip, die mehrere Zähne als Geschenk überbrachten und erzählten, in ihrem Lande gäbe es sehr viel Elfenbein; wenn Tippu Tip dieses wollte, sollte er nur zu ihnen kommen. Es zum Tausch in Kajumbes Gebiet zu bringen, wagten sie jedoch nicht, da sie durch frühere Erfahrungen gewitzigt, befürchteten, das meiste würde ihnen geraubt werden.

Selbst Msire, der große Sultan von Katanga, schickte eine Huldigungsbotschaft mit 12 Elefantenzähnen. Er hatte davon gehört, daß Tippu Tip siegreich durch Nsamas und Kasembes Land gezogen sei und bekam nun Furcht, auch ihn würde der mächtige Eroberer bekämpfen. Unser Reisender, der derartige Gedanken zwar noch nicht gehegt hatte, nützte die ihm günstige Stimmung gleich aus und ließ antworten, daß sei allerdings seine Absicht. „Es ist wahr, ich habe gehört, daß er ein sehr böser Mensch ist und die Leute ohne Veranlassung überfällt. Notwendiger Weise werde ich kommen und ihn züchtigen — oder er soll noch 20 Zähne bringen außer diesen hier!“

[illegible]

[illegible] und nach dem [illegible] zu ge-[illegible]. [illegible] in den [illegible] mit [illegible] von den [illegible] herbeieilenden Eingeborenen [illegible].

[illegible] Ansiedelungen mit großen [illegible] bildeten. [illegible] und [illegible] der Erzeugnisse des Sees einzuhandeln. [illegible] ausgeführt wurden, brachten [illegible] die Erzeugnisse ihrer Gebiete. Das Hauptaustauschobjekt waren die [illegible], aus Baumrinde geflochtene Stoffe wie [illegible], und

Madagaskar importiert, noch jetzt häufig in Ostafrika gesehen werden. Diese Stoffe wurden damals im ganzen Manyemalande getragen und hatten einen so allgemeinen anerkannten Wert, daß sie geradezu als Ersatz des Geldes angesehen werden konnten. Ein anderer wichtiger Tauschartikel war eine Art Baumöl.

In diesem gesegneten Lande, das früher friedlich unter einem Szepter vereint gewesen war, stritten sich seit mehreren Jahren zwei nahe Verwandte um die Herrschaft, Mrongo Tambwe und Mrongo Kassanga. Bald siegte der eine, bald der andere. Der Sieger ließ sich jedesmal am See nieder, der Besiegte flüchtete ins Dickicht, bis er wieder stark genug war, seinen Nebenbuhler anzugreifen und zu besiegen. Die Rolle des Besiegten spielte damals gerade Mrongo Tambwe; deshalb hatte er es auch so eilig gehabt, sich der Freundschaft des neuen Ankömmlings zu versichern.

Für Tippu Tip war es natürlich eine höchst willkommene Sachlage, daß er sich mit einem Schein des Rechts in die inneren Angelegenheiten des Landes mischen dürfte, und besonders günstig war es für ihn, daß er bei der annähernd gleichen Stärke der beiden Rivalen durch das Eingreifen mit seinen kriegsgewohnten, im Verhältnis zu den Wilden glänzend bewaffneten Truppen zweifellos den Ausschlag geben mußte. Er dachte daher auch garnicht daran, dem Vorschlag der Waruaführer zu folgen und sich auf dem Wege durch den Wald zu Mrongo Tambwe zu schleichen. Da die Warua jedoch nicht wagten, ihm auf dem Weg durch die Städte zu folgen, so nahm er nur zwei von ihnen als Wegweiser mit, steckte sie aber zu ihrer eigenen Beruhigung in Suahelikleider, damit sie von ihren Feinden nicht erkannt würden.

Alsbald kamen sie in fruchtbare, reichbevölkerte Gegenden, in denen eine Ortschaft sich an die andere reihte. In einer Stadt fünf Stunden vom See entfernt schlugen sie ihr Lager auf. Mrongo Kassanga, der selbst am See weilte, sandte ihnen Boten, am nächsten Tage möchten sie sich bei ihm melden. Die Antwort lautete, sie seien auf dem Wege zu Mrongo Tambwe und hätten mit ihm nichts zu tun. Ja, erwiderten Kassangas Leute, der hielte sich irgendwo in der Steppe auf und sei von ihnen vertrieben worden. Wenn sie darauf beständen, zu diesem ihren Feinde zu gehen, so würden sie angegriffen und besiegt werden. Die Feindseligkeiten ließen auch nicht lange auf sich warten. Am Nachmittage wurden einige Leute der Karavane beim Wasserholen überfallen und ihrer Gerätschaften beraubt. Tippu Tip, der daraufhin sofort zum Angriff schreiten wollte, ließ sich durch den sanften Said bin Ali überreden, vorläufig Frieden zu halten. Er

beschloß, am nächsten Morgen von Mrongo Kassanga Aufklärung zu verlangen.

In der Nacht jedoch schon zeigte es sich, daß die Eingeborenen Krieg planten. Ringsherum ertönten Trommeln, die, wie die mitgenommenen Warua aus dem Klange erkannten, das Volk zum Kampfe beriefen. Als die Karawane am nächsten Morgen zum Marsche aufbrechen wollte, wurde sie überfallen. Es gelang jedoch, den Angriff siegreich abzuschlagen, in einigen Ortschaften ward Feuer gelegt und es wurden mehere hundert Gefangene gemacht.

Am nächsten Morgen in aller Frühe ertönten wieder die Trommeln. Die Araber fürchteten schon, es gäbe einen neuen Angriff, doch ihre Wegweiser erklärten ihnen, es seien die Trommeln von Mrongo Tambwes Anhängern. Alsbald kamen auch 500 Leute an und brachten die Kunde, ihr Herr hielte gerade seinen Einzug in die Ortschaften am See und bäte seine arabischen Freunde, ihn in der Hauptstadt zu zu treffen. Nachdem im ehrlichem Kampfe wieder die Reihe an Mrongo Tambwe gekommen war, fanden sich auch bald die Eingeborenen wieder ein und der Handel blühte wie zu Zeiten seines vertriebenen Nebenbuhlers. Gegen seine fremden Bundesgenossen erwies sich der neue Sultan sehr freundlich, in Sonderheit sandte er ihnen täglich Bootsladungen voll Fische.

So angenehm das Leben am See auch war, bot es doch nicht das, was die Reisenden in erster Linie suchten. Elfenbein gab es hier noch viel weniger als bei Kajumbe. Da hörte Tippu Tip, daß es in einem Lande Irande viel Elfenbein geben solle. Die Nachricht war freilich nicht ganz verbürgt, denn andere Gewährsmänner berichteten im Gegenteil, man handle dort gar nicht mit Elfenbein, sondern nur mit den Stoffen aus Baumrinde. Tippu Tip sagte sich jedoch, ein Land, in das seit Erschaffung der Welt kein Freigeborener gedrungen ist, muß sicherlich Elfenbein bergen, und brach auf.

Kurz vor dem Abmarsch kamen nochmals Boten von Msire, um die Reisenden in sein Land zu locken. Auf die Anfrage, welche Tauschgegenstände dort am meisten zögen, antworteten sie, daß europäische Stoffe begehrt würden. Da Tippu Tip nur Perlen mit sich führte, wurde Said bin Ali znr Reise nach Katanga bestimmt. Er hatte sich seiner Zeit nicht entschließen können, wie die anderen Araber seine Stoffe in Nsamas Lande zurück zu lassen, und hoffte nun, durch die so lange Zeit vergeblich mitgeschleppten Lasten sein Glück zu machen. Sobald sein Handel abgeschlossen wäre, sollte er zu den in Itahua zurück gebliebenen Arabern umkehren.

So zog Said, mit 30 Gewehren bewaffnet, nach Süden, Tippu Tip ging weiter in den unbekannten Westen. Geführt von Leuten Mrongo Tambwes überschritt er den Lualaba, kehrte jedoch bald wieder um, als er hörte, daß ein Bekannter von ihm, Juma bin Salum, in der Nähe weilte bei der Residenz eines Häuptlings Kirua. Jener Araber, gemeinhin unter dem Namen Juma Merikano*) bekannt und so in vielen Reiseschriften europäischer Forscher erwähnt, war einer der ältesten Händler im Innern Afrikas. Schon 1858 hatten ihn Burton und Speke, die mutigen Entdecker des Tanganikasees, in Ujiji getroffen. Er hatte seitdem ununterbrochen in Itahua, Lunda und Katunga Handel getrieben und unterhielt seit Anfang der siebziger Jahre bei Kirua am Usengesee ein ständiges Lager. Der Reisende Cameron traf ihn im Oktober 1874 — also etwas später als unsere jetzt beschriebenen Ereignisse sich abspielten — in seiner befestigten Niederlassung Kilemba in Kassongos Land und schildert ihn als einen „schönen stattlichen Mann" und den liebenswürdigsten und gastlichsten von den vielen arabischen Kaufleuten in Afrika, mit denen er in nähere Berührung gekommen ist.

Tippu Tip versuchte, den Freund als Begleiter für die Reise nach Irande zu gewinnen, fand aber kein Entgegenkommen. Juma Merikano stand auf dem Standpunkt, daß ein sicherer Gewinn im Kleinen einer ungewissen Anwartschaft auf große Schätze vorzuziehen sei und ließ seine Einwände in dem Punkte gipfeln, daß er in ein Land, das noch kein Araber betreten habe, nicht ziehen könne. Tippu Tip schalt ihn einen Feigling und ging allein los. Sein bis dahin erworbenes Elfenbein — 300 Frasila — ließ er zurück.

Beim Einzug in Irande war zunächst von Elfenbein nicht viel zu merken, dafür bot aber sonst die Gegend des Interessanten umsomehr. Über seine dort gewonnenen Eindrücke und die später folgenden Ereignisse wollen wir ihn im nächsten Kapitel selbst berichten lassen.

*) Merikano ist ein ursprünglich nur aus Amerika importierter Baumwollstoff. Juma heißt so, weil er damit hauptsächlich handelte.

Siebentes Kapitel.

Der neue Sultan von Utetera.

Darf man das Volk betrügen?
Ich sage nein.
Doch willst du sie belügen,
So mach es nur nicht fein.
Goethe (Epigrammatisch).

Inhalt: [illegible]

Die Städte, die in dem Lande waren, waren erstaunlich groß und ihre Zahl war unermeßlich. Und ihre Beschäftigung ist, Biramba zu flechten. Ihre Städte bauen sie so, daß hier eine Häuserreihe ist und dort eine Häuserreihe, wie die Reihen der Nelkenbäume. In der Mitte bleibt ein freier Platz, der etwa 40 Ellen oder etwas mehr breit ist. Und die Zahl der Häuser ist hier fünfzig und dort fünfzig. In der Mitte bauen sie ein auffallend großes Haus mit einer Baraza, in der sich alle Handwerker versammeln, um Biramba zu weben. In einer Stadt kann man sieben, acht oder sechs Stunden gehen, überall haben sie dieselbe Art gebaut, hier eine Häuserreihe, dort eine Häuserreihe, und in der Mitte die Arbeitsbaraza. So marschierten wir in dem Lande von Irande, und solange wir auch warteten und nach Elfenbeinhandel forschten, es gab nur Biramba. Und in diesem Lande kannten sie nicht Freigeborene, auch Gewehre kannten sie zu jener Zeit nicht. In dieses Land gingen die Warua, brachten Fische hin, um Biramba zu kaufen, und wenn sie Elfenbein sahen, bekamen sie es sofort um ein Billiges, doch es gab kein Elfenbein. Und die Warua hatten keine Gewehre, sie hatten als Waffen nur Bogen und Pfeile; Gewehre kannten sie nicht. Sie fragten, ob die Gewehre, die wir hatten, mituwangu wären,

mituwangu bedeutet Stampfen. Wir bejahten es, wenn sie dachten, es wären Stampfen. So gingen wir, bis wir zum Sultan Rumba kamen; Elfenbein gab es nicht, ihr Geschäft waren eben diese Viramba. Und jede Stadt, die wir sahen, war unermeßlich groß, jede Stadt war ein ganzes Land. So durchzogen wir so und soviele Gebiete, bis wir zum Sultan Sangwa kamen in Mkafuma, dort aber heißt er Mkisonge. In diesen Ländern herrschen nicht Sultane, die dort geboren sind, es kommen vielmehr Leute von fern her, geben Güter und zahlen sie denen, denen die Länder gehören; diese setzten ihn zum Sultan ein auf die Dauer von zwei Jahren. Sobald der eine die Herrschaft ergriffen hat, kommt wieder ein anderer von ferne in gleicher Weise, baut sich ein Haus im Walde und zahlt Güter, Stoffe, Sklaven, Ziegen, Perlen, Baumöl bis jener, der vor ihm regierte, seine zwei Jahre um hat und zurücktritt. Dann tritt der andere ein — so ist es dort Sitte — und bekommt die Erträgnisse von zwei Jahren. Und ebenso, wenn in jenen Gegenden jemand stirbt, der verschuldet ist und nicht zahlen kann, so begraben sie ihn nicht; wird er aber begraben, so müssen die, die ihn begraben haben, bezahlen. Er wird in den Wald gebracht und sie hängen ihn an einer Baumgabel auf. Unten tun sie etwa seine Hacke oder sein Beil oder einen Korb hin, an der Stelle, wo der Tote aufgehängt ist. Kommt nun einer, der eine Forderung hat, so sagen sie ihm: „Wenn du deine Sachen von jenem Schuldner willst, so nimm sein Beil oder seine Hacke". So sind ihre Rechtsverhältnisse.

Und da, wo wir marschierten, begingen sie sehr viele Gewalttätigkeiten gegen uns und beraubten uns, wir aber ließen es uns gefallen, denn sie taten, als hätten wir keine Waffen, als trügen wir Stampfen. So marschierten wir bis wir eines Tages einen Schensi trafen, der leidlich Kirua sprechen konnte. Und auch wir verstanden Kirua, denn die meisten von uns waren lange in Urua gereist. Er fragte uns: „Was ist euer eigentliches Begehren?" Wir antworteten ihm: „Wir suchen Elfenbein." Da sagte er: „Wenn ihr Elfenbein wollt, überschreitet den Rumami und geht nach Koto, da ist viel Elfenbein, oder geht nach Utetera zum Sultan Kasongo Ruschie, dem Sohn des Mapunga, das ist garnicht weit von hier. Dort gibt es sehr viel Elfenbein. Dieser Kasongo Ruschie ist sehr alt und er hatte (zwei) Schwestern, namens Kina Daramumba und Kitoto. Und vor langer Zeit, so haben wir von unsern Eltern gehört, gab es einen großen Sultan in Urua, namens Kumambe, sein zweiter Name war Rungu Kabare. Der war sehr mächtig und beherrschte ganz Urua bis Mtoa und alle Manyemaländer und die Länder jenseits des Rumami

bekämpfte er. Er kam auf Utetera und raubte jene, die Kina Daramumba und Kitoto. Sie sind aus dem Geschlechte der Wana wa Mapunga. Dort gibt es sehr viel Elfenbein. Und dahin führen zwei Wege, der eine geht durch Nsara, der Sultan heißt nach dem Lande Mwingi Nsara. Auf diesem Wege werdet ihr zum Kasongo Ruschie kommen, der sich mit den Leuten von Nsara gut steht. Auf dem zweiten Wege kommt ihr nach Mkahuja, die Leute dort gehören zu den Gegnern des Kasongo Ruschie. Die Leute aus Nsara und Nguo und Kibumbe und Jsiwa und Mkatwa und Msangwe, kurzum mehr als zwanzig Landschaften mit großen Sultanen, ungerechnet eine Menge kleiner Sultane — alle diese haben sich zusammengetan, um Utetera zu bekämpfen. Und die Bewohner von Utetera sind sehr zahlreich, doch ein bischen dumm. Wenn sie angegriffen werden, sind sie zumeist in großer Furcht. Jedes Mal wenn sie angegriffen wurden, waren sie geschlagen und waren dadurch noch furchtsamer geworden." Die Geschichten, die mir jener Schensi erzählt hatte, schrieb ich alle auf.

Wir machten uns auf den Weg und marschierten, bis wir an eine Stelle kamen, wo wir sahen, daß die Leute stehen blieben; der Weg teilte sich dort. Und sie fragten uns: „Wohin wollt ihr gehen?" Wir sagten ihnen: „Wir werden zu Kasongo Ruschie gehen nach Utetera." Sie sagten: „Das ist dieser Weg, geht!" Wir marschierten weiter und lagerten in Ortschaften. Am Morgen brachen wir wieder auf. Als es zwölf Uhr wurde, kamen wir in Städte anderer Art; die Ortschaften reihten sich an einander, sie waren nicht so gebaut wie dort, wo wir herkamen. Sie waren gebaut wie in Urua, große Städte und viel an der Zahl; man sah, wie sie sich aneinander reihten, denn das Land ist sehr offen. Wir blieben zwölf Tage, und zwar regnete es während dieser Zeit. Man brachte uns sehr viel Elfenbein, und es war billig. Für zwei Bivangwa und eine rote Koralle und ein Kleidungsstück gab es zwei oder drei Frasila Elfenbein. Die Zähne hatten keinen Wert. Man gab so viel man geben wollte und sagte dann: „Scheer dich weg, schnell." Als zwölf Tage um waren, wurde das Elfenbein spärlich. Da kam ein Schensi, der sehr gut Kirua konnte. Er war ein großer Gauner und hieß Pange Bondo. Dieser brachte etwa vier Zähne und bat um meine Freundschaft. Ich sagte: „Schön, du bist mein Freund." Da sagte er zu mir: „Ich bin in diesem Lande Sultan gewesen, und wir haben folgende Regel: Von uns, die wir in der Herrschaft geboren sind, kommt immer eine Linie zur Herrschaft. Wenn die eine Linie zurücktritt, so kommt die andere Linie dran; soviel Linien, wie in Betracht kommen. Jede kommt drei oder zwei Jahre an die Reihe und tritt dann ohne Streit zurück. Dann kommt ein

anderer zur Herrschaft.“ Pange Bondo aber weigerte sich, als seine Frist um war, zurückzutreten, und sie führten Krieg, und jener Sultan, der an der Reihe war, fiel. Sie setzten ihn ab und ernannten einen anderen Sultan. Und sie sagten ihm: „Du bekommst die Herrschaft nicht wieder, auch wenn die anderen dir jetzt vorgehenden Sultane ihre Zeit um haben; auch deine Kinder nie wieder, denn du hast gegen unsere Satzung verstoßen“. Da wußte er, er würde die Herrschaft nicht wieder bekommen. Als er an der Reihe war, kam ein anderer auf den Thron.

Als wir sahen, daß der Handel nachließ und kein Elfenbein mehr kam, entschlossen wir uns nach Utetera zu gehen. Die Schensis von Mkahuja sagten uns: „Ihr dürft nicht nach Utetera gehen, ehe ihr nach Kirembwe geht.“ Am Morgen brachen wir auf und gingen nach der Grenze von Mkahuja. Als wir an die Grenze von Mkahuja kamen, kam am Nachmittag der Sultan mit etwa vierhundert Leuten. Sie fragten uns: „Wohin geht ihr?“ Ich antwortete ihnen: „Nach Utetera.“ Da sagte der Sultan: „Gebt mir Güter, damit wir euch die Erlaubnis erteilen.“ Wir gaben ihm etwa zwanzig Kleider und seinen Leuten gaben wir zehn Kleider und etwa zwei Frasila Perlen. Er sagte: „Es ist gut.“ Auf einmal kamen Leute aus Kirembwe und sagten uns: „Ihr müßt nach Kirembwe kommen, nach Utertera dürft ihr nicht gehen. Die Watetera sind nämlich uns unterworfen, wir sind öfter ausgezogen und haben sie geschlagen. Jetzt aber wollen wir, ihr und wir, sie bekämpfen, das Elfenbein wollen wir euch geben, die Weiber wollen wir nehmen.“ Doch wir sagten ihnen: „Wir gehen nur zum Kasongo nach Utetera.“ Wir warteten bis zum Nachmittag; da trafen vier Schensis ein, die aus Utetera kamen; sie waren im Walde marschiert und kamen zu unserm Lagerplatz. Sie fragten „Wo ist Tippu Tip?“ Da brachte man sie und ich fragte sie: „Woher kommt ihr?“ Und sie sagten: „Wir sind Leute des Kasongo Ruschie.“ Ich fragte: „Was wollt ihr?“ Sie sagten: „Es schickt uns der Sultan. Er bittet, ihr möchtet zu ihm kommen. Elfenbein gibt es dort viel, das, was ihr gekauft habt, kommt von uns.“ Da sagte ich ihnen: „Es ist gut. Utetera ist nämlich meine Heimat. Kasongo ist mein Großvater*).“ Sie fragten: „Wieso?“ Ich sagte ihnen: „Vor langen Zeiten war in Urua ein Sultan Rungu Kabare Kumambe, der bekämpfte alle Länder und kam auch nach Utetera. Dort nahm er zwei Weiber gefangen, die Kina Daramumba und Kitoto und nahm sie mit nach

*) Eigentlich Großonkel. Der Suaheli verfügt stets über eine ganze Anzahl baba's, mama's und babu's.

Urua. Dort traf sie mein Großvater Habib bin Buschir el Wardi, der Vater meiner Mutter, der nach Urua gekommen war, und er kaufte die eine und machte sie zu seiner Frau. So wurde meine Mutter geboren. Als ich geboren war, sagte sie zu mir: „In meiner Heimat bin ich eine sehr große Herrscherin und Elfenbein gibt es bei uns sehr viel. Und unser älterer Bruder heißt Kasongo Ruschie Mwana Mapunga." Da entschloß ich mich zu kommen und jeden, der mir in den Weg trat, bekämpfte ich in der Absicht, in meine Heimat zu gelangen." Es waren aber sieben Leute, vier verließen uns an Ort und Stelle und drei blieben in Furcht bei uns und wir versteckten sie. In der Nacht schlug man die Trommel und jene Schensis sagten: „Morgen gibts Krieg." Am Morgen kam jener Sultan, von Mkahuja mit etwa 400 seiner Leute. Wir waren aber dort, wo wir uns aufhielten, rings von Städten umgeben, es waren alles große Ortschaften. Wir hatten uns jeder das Gewehr umgehängt und Schrot und Kugeln bereit. Da wurden uns zwei Elfenbeinzähne gebracht, während wir dabei waren, unsere Lasten zuzumachen und die Zelte einzupacken. Die Stammesgenossen, die mit mir waren, sagten: „Gehe du mit den Gewehren weiter, wir, die wir zurück sind, wollen den Handel abschließen." Doch ich sagte ihnen: „Das geht nicht, diese Schensis haben die ganze Nacht die Kriegstrommel geschlagen, und die Leute, die wir bei uns haben, die Watetera, sagen, wir werden ganz bestimmt angegriffen, und der Oberhäuptling von Kirembwe, namens Kingoigoi, hat uns den Weg versperrt; da ist es besser, wir schließen den Handel ab, während wir alle dabei sind." So waren wir dabei, den Handel abzuschließen und wir wurden hierbei von einer großen Menge Schensis umringt, der Sultan und seine Leute waren mitten darunter. Wir aber hatten unseren Leuten gesagt: „Es ist verboten, die Gewehre abzuschießen, es sei denn, daß jemand angegriffen wird, denn jene hielten die Gewehre ja für Stampfen, da ist es besser, es bleibt ebenso." Auf einmal hörten wir zwei Gewehre knallen und alsbald kamen zwei unserer Manyamwezi, die von Pfeilen getroffen waren. Gleich darauf sahen wir auch, wie die Schensi Speere auf uns warfen. Da griffen wir sie an.

Natürlich war es ein Leichtes, die gänzlich ungeschulten Horden zu besiegen. Wie üblich, wurden mehrere Städte niedergebrannt und die Einwohner mit ihrem Vieh weggetrieben. Ihre Unerfahrenheit zeigte sich auch darin, daß sie Tippu Tip baten, ihre gefallenen Landsleute wieder ins Leben zurückzurufen. Das Knallen der Gewehre, die sie für Muhogostampfen hielten, war ihnen als Donner erschienen. Da Gewitter in ihrem Lande etwas sehr häufiges waren, hatten sie

geglaubt, ihre gefallenen Brüder wären über die plötzlichen Wetterschläge in Ohnmacht gefallen und würden sich mit ein wenig „daua" (Zauberarznei) leicht wieder wecken lassen.

Der Friede wurde durch Pange Bondo vermittelt, der sich als Hauptbedingung ausbat, wieder als Sultan eingesetzt zu werden. Gern wurde ihm dies von Tippu Tip bewilligt, doch die Mkahujaleute verlangten als Gegenleistung ihre gefangenen Stammesgenossen zurück. Auch darauf ging Tippu Tip auf Anraten seines Freundes ein, denn die meisten der Gefangenen waren, wie sich später herausstellen sollte, nicht Kinder des Landes, sondern Sklaven aus Utetera.

Nachdem so die Bedingungen vereinbart waren, wurde Pange Bondo mit großen Feierlichkeiten in sein altes Erbe eingesetzt. Die Krönung wurde derart vollzogen, daß seine Untertanen ihm nassen Lehm auf den Kopf klebten und Mehl darüber streuten; um den Hals hängten sie ihm eine Kette mit zehn lebenden Küchlein. Diesen Schmuck hatte er zehn Tage lang zu tragen, ungeachtet dessen, daß die Hühner inzwischen verstarben. Bei der Herausgabe der Gefangenen erwies sich der listige Pange Bondo wieder als treuer Freund Tippu Tips. Dieser besaß natürlich nicht ethnologische Erfahrung genug, um die Leute Mkahujas von den Uteteragefangenen zu unterscheiden, und wäre ohne die Hilfe des neuen Sultans wahrscheinlich böse übervorteilt worden.

Mit dem ihm eigenen spöttischen Humor erzählt der Autobiograph in anschaulicher Weise, wie Pange Bondo ihn aus der Verlegenheit rettete. Eines Morgens begaben sich die beiden Augurn, gefolgt von einer Menge Volkes, auf einen großen freien Platz, wo die Kriegsgefangenen aufgestellt wurden. Tippu Tip setzte sich nieder und nahm ein Buch in die Hand, aus dessen Zauberformeln er, wie er der staunenden Versammlung verkündete, erkennen würde, welcher der Gefangenen ein Kind des Landes, welcher ein Mtetera sei. Er ließ die Leute einzeln vorbeimarschieren und mit verblüffender Richtigkeit bestimmte er das erste Dutzend als Watetera, erst der Dreizehnte war ein Mkahujamann. Und so ging es weiter, bis sich herausstellte, daß unter den tausend Gefangenen nur etwa hundert Stammesgenossen waren, die der Abrede gemäß zurückzugeben waren. Die Menge war sprachlos vor Schrecken über den allwissenden Fremdling und Pange Bondo selbst, der alte Gauner, heuchelte maßloses Erstaunen. Er sprang wie besessen umher, schlug sich mit den Fäusten auf die Beine und schrie: „Seht doch den Zauberer! Mit so einem wolltet ihr kämpfen!"

Des Rätsels Lösung war sehr einfach. Es war verabredet, daß

[illegible] neuer Gefangener [illegible]. [illegible] den [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] Fahrt [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Reisender mit seiner plumpen List Glauben gefunden hat und alsbald Herrscher des Landes geworden ist. Den blöden Schensis, die mit zivilisierten Stämmen bis dahin kaum in Berührung gekommen waren, mußte es unerklärlich erscheinen, wie ein von weither kommender Fremdling beim ersten Eintritt in ihr Land über die ganze Genealogie ihrer Sultansfamilie unterrichtet war. Zudem kam es Tippu Tip sehr zu statten, daß er in Mkahuja Gelegenheit gehabt hatte, mehrere Hunderte von Watetera zu Gefangenen zu machen. Diese brachte er seinem Adoptivgroßvater als Geschenk zurück und hatte so Gelegenheit, in uneigennütziger Weise seine verwandtschaftlichen Gefühle zu zeigen, und damit alle etwaigen Zweifel an der Echtheit seiner Blutsgemeinschaft zu zerstören.

So wurde er allen Rechtens Sultan von Utetera. Er übte die Gerichtsbarkeit aus und zog von allen, die etwas verbrachen, schwere Bußen ein. Auch ernannte er Unterherrscher, die ihm hohe Abgaben zu zahlen hatten. Insonderheit kam ihm Kassongos Zurückhaltung hinsichtlich der Elefanten zugute. Da ihn die Nachfolge im Herrscheramt nicht zwang, die Skrupel seines Verwandten zu teilen, so durfte er alles Elfenbein an sich reißen und erwarb, wenn er nicht übertrieben hat, innerhalb zweier Wochen 200 Zähne im Gewicht von 374½ Frasila.

Auch sonst vergaß er über seiner Sultanstätigkeit seine kaufmännischen Geschäfte nicht. Er sandte seinen Oheim Buschir bin Habib aus, um in Ukusu, einer westlich gelegenen Landschaft, Handel zu treiben. Wie gewöhnlich artete diese Handelsreise in einen Raubzug aus und Buschir bezahlte nebst 10 Sansibarleuten und 50 Wanyamwesi das Unternehmen mit dem Leben. Sie wurden samt und sonders von den kannibalischen Eingeborenen aufgefressen. Dies war wieder das Zeichen zu einem großen Kriegszuge, den Tippu Tip selbst leitete. Sogar der alte Kassongo ließ sich nicht davon abbringen, an der Fahrt teilzunehmen. Allen Gegenvorstellungen zum Trotz blieb er dabei, er wolle nicht mehr von dem wiedergefundenen Großneffen lassen; nachdem er schon seine beiden Schwestern verloren hätte, wolle er deren Enkel nicht auch noch überleben. Müsse Tippu Tip jetzt sterben, so wolle er dessen Los wenigstens teilen.

Mit einer großen Heeresmasse ging es vorwärts. Tippu Tip behauptet, sie hätten während weniger Tage hunderttausend Mann zusammengebracht. Die Zahl ist natürlich übertrieben, denn der Araber hat von richtiger Schätzung keine Vorstellung, außerdem liebt er vollklingende Ziffern. Aber ein stattlicher Heerbann mag immerhin versammelt gewesen sein. Mordend und sengend ging es wie gewöhnlich von Ort zu Ort, nur wurde die sonst geübte Grausamkeit dadurch noch erhöht,

Unterwegs störten jedoch seine Leute den Frieden, indem sie verschiedene Plündereien begingen. Lusuna drückte aus Rücksicht auf seinen mächtigen Bundesgenossen ein Auge zu, wußte ihn jedoch zu bewegen, vorläufig mit dem Gros seiner Leute zurück zu bleiben. Er wollte selbst einen kleinen Trupp mit den schadhaften Gewehren nach Nyangwe bringen und so die Verbindung herstellen.

Auf dem Wege wurden sie von Arabern aus Nyangwe, die gerade einen Raubzug in die Umgegend unternahmen, angegriffen und beschossen. Als jene aber sahen, daß sie es nicht mit Feinden zu tun hatten, knüpften sie Verhandlungen an und erfuhren, daß ein Araber namens Tippu Tip sich mit ihnen in Verbindung setzen wolle. Diesen Namen hatten sie zwar oft gehört, sie wußten aber nicht, welcher ihrer Stammesgenossen der berühmte Träger dieser Bezeichnung war, auf ihre Veranlassung wurde unser Held eingeholt und von ihnen alsbald als der ruhmreiche Sohn des alten Muhamed aus Tabora erkannt.

Eindruck einer hervorragenden Großstadt. In der Tat war es auch der Marktplatz für die ganze weitere Umgegend. Es lag, wie Cameron erzählt, fiebergeschützt auf einem Hügel und bestand aus zwei verschiedenen, auf dem rechten Ufer des Kongo gelegenen Niederlassungen. Die östliche sauber gehaltene wurde von Arabern und besseren Suhaelis bewohnt, die westliche war die Heimstätte der gewöhnlichen Küstenleute und der Schensis. Ihr Haupt war der erwähnte Mwinyi Dugumbi, den Cameron als einen durch Trunk und geschlechtliche Ausschweifungen verkommenen Lumpen schildert.

Die Araber bildeten hier eine stattliche Gesellschaft. Im Gegensatz zu den anderen Gegenden, die sie nur plündernd durchzogen, hatten sie hier ein festes Bollwerk gegründet, in dem sie, durch keine ernstlichen Feinde gefährdet, sich heimisch fühlen konnten. Hier war auch die den Arabern eigene Liebe für Landwirtschaft wieder hervorgetreten. In den wasserreichen Niederungen des Flusses hatten sie weite Reisfelder angelegt, die so üppig gediehen, daß man die ganze Gegend Neu-Bengal nannte. Tippu Tip und seinen Leuten, die seit vielen Jahren keinen Reis gesehen hatten, lief das Wasser im Munde zusammen, als sie sich an dem altgewohnten Gerichte wieder gütlich tun konnten.

Bald nach unseres Helden Ankunft in Nyangwe traf dort auch der Reisende Cameron, der erste Durchquerer des dunklen Kontinents, ein. Dieser, von Haus aus ein englischer Marineoffizier, war im Jahre 1872 von der Londoner Geographischen Gesellschaft ausgesandt worden, um Livingstone Hilfe zu bringen. Am 24. März 1873 brach er mit drei europäischen Begleitern von Bagamoyo auf. In Unyanyembe begegnete er der Leiche des großen Forschers, die von dessen treuen Dienern zur Küste gebracht wurde. Einer von Camerons Genossen übernahm die Leitung des Kondukts, die beiden andern erlagen bald den Einflüssen des Klimas. Cameron marschierte allein weiter nach Ujiji, das er am 24. Februar 1874 erreichte. In der Zeit vom 18. März bis zum 9. Mai umfuhr er den Tanganika und entdeckte dabei dessen westlichen Ausfluß zum Lualaba, den Lukuga. Am 18. Mai weiter nach Westen gehend, gelangte er im August nach Nyangwe, wo er zwei Wochen lang vergeblich versuchte, Bote zu bekommen um den Lualaba abwärts zu fahren. Ahnte er auch noch nicht, daß dieser Strom der Kongo selbst war, so nahm er nach den von ihm angestellten Messungen doch als sicher an, daß er einer seiner Hauptzuflüsse sein müsse und nicht, wie man vielfach geglaubt hatte, zu dem Flußsystem des Nil gehören konnte.

Am 19. August besuchte ihn Tippu Tip und bot ihm in seiner europäischen Reisenden stets gezeigten Ritterlichkeit gleich seine Dienste

an, für die Weiterreise nach Westen. Er schlug ihm vor, ihm bis zu seinem Lager am Lomami zu folgen, von dort aus wolle er ihm Führer geben, die leicht zu finden sein würden, da beständig Eingeborene in kleinen Trupps den Verkehr mit den Sankurru vermittelten. Zufällig waren auch einige Leute aus jenen Gegenden zugegen und konnten Tippu Tips Angaben bestätigen.

Diesem wurde freilich von seinen Stammesgenossen die Parteinahme für den Europäer sehr verdacht. Doch nicht allein, daß er ihren Vorstellungen kein Gehör schenkte, ließ er sich sogar von Cameron, der keine Zeit mehr verlieren wollte, zu besonders eiligem Aufbruch bewegen. Eigentlich hatte er die Absicht gehabt, zunächst einen Ausflug nach der ebenfalls bedeutenden etwas stromabwärts gelegenen Araberniederlassung Kwa Kassongo zu machen, durch die dringenden Bitten seines Schutzbefohlenen ließ er sich jedoch davon abbringen.

Am 26. August brachen sie gemeinsam auf, überschritten den Ruvubu, durchzogen verschiedene von arabischen Horden verwüstete Dörfer und kamen, obwohl Cameron wegen heftiger Fieberanfälle nicht ordentlich marschieren konnte, am 29. bereits in einem Dorfe Lusunas an, in dessen Nähe sie ihr Lager aufschlugen. Vorher hatten sie noch einen blutigen Zusammenstoß mit Eingeborenen gehabt, die in einigen der Karawane zugesellten Leuten aus Nyangwe ihre alten Feinde erkannten. Das Dazwischentreten Tippu Tips, der überall eine gefürchtete Persönlichkeit war, stellte jedoch bald den Frieden wieder her.

Bei dem Dorf, wo Lusuna sich gerade aufhielt, wurde einige Tage Rast gemacht, da Tippu Tip mit seinem Bundesgenossen verschiedenes zu besprechen hatte. Lusuna kam ab und zu ins Lager zu Besuch, noch häufiger seine Frauen, deren auffallende Schönheit auf den englischen Reisenden einen besonderen Eindruck gemacht hat. Sie wurden nach und nach sehr zutraulich und es entwickelte sich ein eifriger Verkehr zwischen der Ortschaft und dem Lager des Fremden. Lusuna pflegte sich bei seinen Besuchen einen besondern geschnitzten Stuhl mitzubringen und den Schoß einer seiner Frauen als Fußbank zu benutzen.

Auf dem Weitermarsch gelangte die Karawane auch zu dem Dorf, das des Häuptlings eigentliche Residenz bildete und von ihm und seinen Weibern bewohnt wurde. Die Ehe Lusunas ist nach Tippu Tips Angaben eine merkwürdige Spielart der Polygamie gewesen.

---

*) Der Ort hieß eigentlich Mwana Mamba, wurde aber von den Arabern, weil dort auch ein Kassongo herrschte, meist Kwa Kassongo (Bin Kassongo) und später einfach Kassongo genannt.

Wirkliche Frauen hatte er dreißig, die mit ihm im Innern seines Gehöftes wohnten. Die anderen Bewohnerinnen der Ortschaft galten jedoch ebenfalls als seine Gattinen, nur war es ihnen von Rechts wegen gestattet, Hausfreunde zu halten. Die von ihnen geborenen Kinder galten in jedem Falle als Lusunas Sprößlinge und konnten wie seine wirklichen Abkommen zur Thronfolge gelangen.

Am 3. September wurde Tippu Tips Lager erreicht, daß sehr günstig auf einer kleinen Anhöhe aufgeschlagen war. Trotz des provisorischen Charakters hatte es freundliche Häuser, deren eines, mit zwei Wohnzimmern und einem Baderaum, dem europäischen Gastfreund eingeräumt wurde.

Bald nach ihrer Ankunft meldete Kassongo seinen Besuch an, der in einer offenen, für Versammlungen erbauten Halle erwartet wurde. Die Araber legten zu Ehren des Häuptlings ihre Staatskleider an. Cameron konnte als abgerissener Reisender nicht in großer Gala erscheinen. Er hebt dies mit Bedauern hervor und hat durchaus das richtige Empfinden, wenn er in seiner dürftigen Kleidung einen Mangel erblickt. Der Naturmensch gibt sehr viel auf ein imponierendes Äußeres, zu den notwendigen Requisiten eines Entdeckungsreisenden sollten unbedingt ein paar Staatskleider gehören.

Der Kamerunforscher Zinntgraff ließ sich, nachdem er diese Notwendigkeit erkannt hatte, für feierliche Gelegenheiten einen weißseidenen Burnus anfertigen, Peters stellte sich auf seiner Emin Pascha-Expedition, um bei den Massais Eindruck zu machen, eine goldstrotzende Phantasieuniform zusammen.

Über den Verlauf des Besuchs erzählt Cameron auf Seite 19 im zweiten Teil seines Werks*) folgendes:

„Bald erschien ein von dem Häuptling mit dem Amte des Zeremonienmeisters betrauter Mann, als Zeichen seiner Würde einen langen geschnitzten Stab in der Hand schwenkend. Sein Erscheinen war für alle Träger und Sklaven im Lager, sowie für die aus der Umgegend herbeigeströmte Menge das Signal, in Scharen nach dem Orte des Schauspiels hinzueilen. Der Zeremonienmeister, indem er die schaulustigen Haufen zurückdrängte, machte den Platz rings um die „Empfangshalle“ frei, auf dem nun die Unterhäuptlinge mit ihrem je nach dem Range größeren oder geringeren Gefolge von Speer- und Schildträgern sich aufstellten; einige der vornehmsten hatten auch Trommler im Gefolge.

---

*) Quer durch Afrika, deutsch bei F. A. Brockhaus, Leipzig 1877.

Jeder neu Ankommende wurde an den Eingang geführt, wo die Araber saßen und auch ich meinen Sitz genommen hatte, der Zeremonienmeister rief seinen Namen und Rang aus und wies ihm seine Stelle in der Reihe der zur Begrüßung Versammelten an.

Nachdem einige Zeit auf diese Weise hingegangen, verkündigte Trommelschall und Geschrei das Nahen des großen Kassongo. Ein halbes Dutzend Trommler eröffnete den Zug; dann folgten dreißig bis vierzig Speerträger und sechs Schilde tragende Frauen; hinter ihnen schritt Kassongo selbst, umgeben von seinen Brüdern, seinem ältesten Sohne, zwei Töchtern und einigen Beamten; den Nachtrab bildeten wieder Speerträger, Trommler und Marimbaspieler. Als der Zug den Eingang des Schuppens erreicht hatte, wurde ein Kreis geschlossen, und Kassongo, gekleidet in Jacke und Rock aus rotem und gelbem mit langhaarigem Affenpelz verbrämten Wollenzeug, einem Geschenk Tippu Tips, um den Kopf ein schmutziges Tuch gebunden, führte mit seinen zwei Töchtern einen hüpfenden Tanz auf. Diese Produktion in der Kunst Terpsichores währte etwa eine Viertelstunde, dann trat er ein, und wir hatten eine lange Unterredung."

Cameron teilte dem Häuptling mit, daß er über den Lomami nach dem Sankurru, den er für einen See hielt, gehen wollte, und Kassongo erbot sich in bereitwilligster Weise, ihm durch Verhandlungen mit dem Sultan des zu durchziehenden Gebietes behilflich zu sein. Von diesem kam jedoch die Antwort, noch nie habe ein Fremdling mit bewaffneter Macht sein Land durchzogen und auch fürderhin würde die Erlaubnis dazu nicht erteilt werden.

Auf einen feindlichen Durchbruch, zu dem er sich mit Hilfe Tippu Tips stark genug gefühlt hätte, wollte es der Europäer nicht ankommen lassen, glücklicher Weise erwies es sich als möglich, auf einem Umweg zum Ziele zu gelangen. Von verschiedenen Seiten erfuhr er, daß portugiesische Händler in der Hauptstadt Uruas, südwestlich von dem jetzigen Aufenthaltsort, angekommen waren. Als Beweis für die Wahrheit dieser Angaben wurde ihm ein alter portugiesischer Soldatenrock gezeigt, den ein Eingeborener von einem der Weißen kürzlich erstanden hatte.

So entschloß sich Cameron, sich mit jenen Portugiesen zunächst in Verbindung zu setzen. Tippu Tip gab ihm drei Führer mit, die ihn zehn Tagereisen weit geleiteten. Er gelangte in die Hauptstadt von Urua und traf dort portugiesische Bastards, die, obwohl Christen, einen schwunghaften Sklavenhandel trieben. Und zwar hausten sie weit grausamer als ihre arabischen Zunftgenossen, denen seine religiöse Vorschrift der Nächstenliebe ihr Handwerk als Sünde verbietet.

Nach abenteuerlichen Reisen in den südlichen Gebieten, die Tippu Tip zuvor durchzogen hatte, gelangte Cameron mit den portugiesischen Begleitern mehr tot als lebendig im November 1875 in Benguela zur Westküste und hatte so als der erste Afrikadurchquerer eine verdienstvolle Reise mit reicher geographischer Ausbeute beendet.

Tippu Tip hatte, nachdem seine Leute zurückgekehrt waren, noch drei Monate in seinem Lager gewartet, um für den Fall, daß Cameron unverrichteter Sache umkehren sollte, ihm behilflich sein zu können; als er jedoch nichts weiteres von ihm hörte, brach er auf, um wieder seinen Herrscherpflichten und kaufmännischen Geschäften obzuliegen.

Zunächst wollte er die bereits früher geplante, Camerons wegen aufgegebene Reise nach Kwa Kassongo machen, wo verschiedene seiner Zanzibarfreunde wohnten. Am meisten freute er sich auf das Wiedersehen mit seinem — jüngst in Zanzibar hochbetagt verstorbenen — Vetter Muhamed bin Said, der weit und breit als Bwana Nzige, Herr Heuschreck, bekannt war, ein Name den er deshalb führte, weil seine Karawanen so groß waren wie Heuschreckenschwärme und wie diese alle von ihnen durchzogenen Gebiete kahl aßen.

Da Kassongo Ruschie ein für allemal abgedankt hatte und froh war, nichts mehr mit den Herrschergeschäften zu tun zu haben, mußte unser Held sich, bevor er Utetera verließ, dort einen Vertreter ernennen. Er bestimmte dazu einen Küstenmann namens Mwirhi Dadi, dem ein Trupp von hundert Wanyamwesi mit fünfzig Gewehren zurückgelassen wurde.

Von einigen Leuten Kassongos geleitet, gelangte Tippu Tip zunächst nach Nyangwe. Die dortigen Araber wollten ihn durchaus veranlassen, bei ihnen zu bleiben, um bei ihren ständigen Reibereien mit den umwohnenden Negerstämmen in seinem mächtigen Heerestroß einen Rückhalt zu haben. Doch er ließ sich nicht überreden, auch als sie ihm vorstellten, daß in Kwa Kassongo Hungersnot sei. Als geborener Fatalist meinte er, wenn er ankäme, würde Allah, der Herr der Kraft, schon alles zum guten lenken.

In Kwa Kassongo wurde ihm sofort der Oberbefehl über alle Araber übertragen. Er fand, daß die Nyangweleute über die ungünstigen Verhältnisse am Orte nur die Wahrheit gesagt hatten. Die Lebensmittel waren knapp und die umwohnenden Eingeborenen zeigten sich feindlich. Letzteres hatte er in kurzer Zeit am eigenen Leibe zu erfahren, als ihm plötzlich 200 Sklaven weggefangen wurden.

Das gab die willkommene Veranlassung, zu einem großen Kriegszuge. Zwar waren die Araber mit Waffen nicht gut bestellt, aber

unter der Führung des stets siegreichen Tippu Tip scheuten sie nichts. Die Schensis wurden schnell unterworfen und hatten von neuem schweren Tribut zu bezahlen, in Sonderheit mußten sie sämtliches Elfenbein abliefern. Nachdem der Friede hergestellt war, blühte auch der Ackerbau wieder auf. Reis gab es soviel, daß die Leute von Nyangwe zum Einkauf herüberkamen und ihn schwer mit Elfenbein bezahlten. Auch ferner liegende Stämme wurden unterworfen, sodaß es bis nach Utetera hin bald so friedlich wurde, daß selbst Frauen ungefährdet hin und her ziehen konnten.

Utetera selbst erwies sich als wahre Goldgrube. Mwinyi Dadi versah die Geschäfte seines Herrn so vorzüglich, daß er regelmäßig reiche Elfenbeinlieferungen machen konnte.

Von Kwa Kassongo aus setzte sich Tippu Tip zum ersten Male wieder mit seinem alten Vater und den anderen Freunden in Tabora in Verbindung. Ihre Freude war groß, als sie von dem Wohlergehen des lange Vermißten hörten. Auch den Muhamed bin Masud, seinen Stiefbruder, trafen die Boten in Tabora. Ihn hatte Tippu Tip bekanntlich in Itahua bei Nsama zurückgelassen. Nachdem er jahrelang nichts von dem in die Ferne gezogenen Bruder gehört hatte, war er nach der Araberstadt zurückgekehrt. 700 Frasila Elfenbein hatte er während der Zeit eingehandelt und für Rechnung Tippu Tips an dessen Kreditgeber Taria Topan weitergesandt.

Die Stammesgenossen aus Tabora schickten die Boten mit verschiedenen Gaben zurück und ließen Tippu Tip sagen, er möge doch nun bald heimkehren. Da die Geschäfte jedoch gerade gut gingen, konnte er sich trotz wiederholter Mahnungen nicht zur Umkehr entschließen. Die meisten der Taboraboten siedelten sich in dem neuen Lande an, wurden kleine Sultane und gefielen sich in dieser Stellung so wohl, daß sie garnicht an eine Heimkehr dachten.

Als so alle Botschaften erfolglos blieben, kam schließlich Said bin Ali selbst, um den Freund abzuholen. Dieser Araber hatte sich, wie erinnerlich, in Urua von Tippu Tip getrennt, um in Katanga bei dem Sultan Msire Geschäfte zu machen. Nachdem seine Tauschwaren zu Ende gegangen, hatte er sich mit Muhamed bin Masud in Verbindung gesetzt und war mit diesem gemeinsam nach Tabora gegangen.

Als er jetzt in Kassongo ankam, war Tippu Tip gerade auf einem Handelszuge den Kongo stromabwärts. Auf die Nachricht von Saids Eintreffen kehrte er alsbald zurück, ließ sich auch überreden, nunmehr gemeinsam mit dem Freunde nach Tabora zu gehen. Ehe er dies Vorhaben aber ausführen konnte, nahmen ihn neue kriegerische Ereignisse

in Anspruch. Jene portugiesischen Händler, die Cameron im Süden von Urua traf, waren in Utetera eingefallen und hatten dort geraubt und geplündert. Tippu Tip zog ihnen entgegen und besiegte sie.

Bei seiner Rückkehr nach Nyangwe erhielt er die traurige Nachricht, daß der treue Freund Said bin Ali, der Genosse so mancher an Entbehrungen und Erfolgen reichen Wanderjahre, gestorben war. Schon während des Kriegszugs war ihm mitgeteilt worden, daß er an einer Blutvergiftung gefährlich erkrankt war.

So war die Rückkehr nach Tabora wieder in weite Ferne gerückt.

Neuntes Kapitel.

Mit Stanley den Kongo abwärts.

> **La abrah hatta ablur magma el bahazen au amdhi hukuba.**
>
> Ich werde nicht nachlassen, bis ich die Verbindung der beiden Meere erreiche, und wenn ich achtzig Jahre gehen soll.
>
> Kuran. Suret el Kahaf 18 v. 62.

Inhalt: Zusammentreffen mit Stanley. Dessen Eindruck von Tippu Tip. Stanley versucht Tippu Tip als Führer zu gewinnen. Schauerliche Erzählungen des Abed bin Juma. Kontrakt zwischen Stanley und Tippu Tip und dessen zwei verschiedene Versionen. Abmarsch. Schwierigkeiten im Urwald. Abbiegung zum Kongo. Der Livingstonefluß. Lady Alice. Befürchtungen Stanleys. Angriff der Wenya, erheuchelte Freundschaft und Verrat der Wenya. Weitermarsch. Kom- [illegible]. Schwierigkeiten zu Wasser und zu Lande. Requisition von Booten. Gefecht bei Vinya-Njara. Trennung Stanleys von Tippu Tip. Widerspruch zwischen den beiderseitigen Berichten. Tippu Tips Einfluß auf Stanleys Leute. Stanleys Geschenke. Weihnachten 1876.

Einige Monate vergingen in friedlicher Arbeit in Nyangwe und Kwa Kassongo, da erschien eines Tages auf seiner bekannten Durchquerung Afrikas der Reisende Stanley, dessen Zwischenkunft die Tätigkeit unseres Helden für die nächsten Monate in neue Bahnen lenkte.

Stanley war im Jahre 1841 in Wales aus niedrigem Stande geboren, er hieß eigentlich James Rowland, wurde aber später in New-Orleans, wohin er als Schiffsjunge kam, von einem amerikanischen Kaufmann adoptiert und nahm dessen Namen an. Als Zeitungskorrespondent bereiste er die Türkei, Kleinasien und Abessinien. 1869 wurde er von Benett, dem Eigentümer des New-York-Herald, nach Afrika entsandt, um den verschollenen Livingstone aufzusuchen. Er fand ihn am 10. November 1871 in Ujiji. Gemeinsam mit ihm umfuhr er den Tanganikasee und kehrte sodann, während Livingstone in Unyanyembe zurückblieb, über Zanzibar wieder heim. Mit dieser Reise hatte er seinen Ruf als Afrikaforscher begründet. Nachdem er in den Jahren 1873 und 1874 an den englischen Kämpfen in Aschanti teilgenommen hatte, wurde er von den Redaktionen des New-York-Herald und des Daily-Telegraph, die gemeinsam die Kosten übernahmen, zur

eine neue Afrikareise gewonnen. Von Bagamoyo aus marschierte er im November 1874 zum Viktoria Nyansa, den er im Februar 1875 erreichte. Im Januar 1876 kam er zu Mtesa, dem König von Uyanda. Dieser stellte ihm zum Weitermarsch nach dem Albertsee 2000 Speerträger zur Verfügung. Das Ziel, das Stanley unter ihrem Schutze erreichte, war jedoch, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, der bis dahin unentdeckte Albert Eduard-See. Von da aus bog der Forscher durch die Landschaft Karagwe zum Tanganika ab, den er in den Monaten Juni und Juli 1876 von neuem umsegelte. Ende August brach er von Ujiji nach dem Westen auf und gelangte im Oktober nach Kassongo, wo er neben zahlreichen andern Arabern auch unsern Helden traf.

Der Autobiograph erzählt diese erste Begegnung höchst dramatisch folgendermaßen:

„Nach einem weiteren Monat erschien eines Nachmittags Stanley Ich hieß ihn nähertreten und wir wiesen ihm ein Haus an. Am anderen Morgen besuchten wir ihn und er zeigte uns ein Gewehr und sprach: „Mit diesem Gewehr kann man jedes Mal 15 Kugeln abfeuern." Wir aber wußten nichts von einem fünfzehnschüssigen Gewehre, wir hatten weder etwas davon gehört, noch eins gesehen. Ich fragte ihn: „Aus einem Laufe?" Und er antwortete: „Aus einem Laufe kommen sie". Da sagte ich zu ihm: „Feuere es ab, damit wir es sehen." Doch er sprach: „Lieber will ich 20, 30 Dollars zahlen, als eine einzige Patrone abfeuern." Da dachte ich in meinem Herzen: „Er lügt. Das ist ein Gewehr mit einem Lauf und das zweite da wird wohl der Ladestock*) sein. Wie können wohl aus dem einen Laufe die Kugeln nach einander herauskommen?" Und ich erzählte ihm: „Am Lomami ist ein Bogen, auf den tut man 20 Pfeile, und wenn man ihn abschnellt, so fliegen alle 20 auf einmal fort, und jeder Pfeil trifft einen Mann."**) Da stand er sofort auf, ging hinaus und feuerte zwölf Schüsse ab. Er ergriff auch eine Pistole und gab sechs Schüsse ab. Alsdann ging er zurück und setzte sich auf das Barasa. Wir waren höchlichst erstaunt. Ich bat ihn: „Zeige mir, wie du lädst". Da zeigte er es mir."

Stanley erwähnt von dieser Schießgeschichte, die auf Tippu Tip, der wie alle Araber ein großer Waffenfreund ist, einen besonderen

*) Was der Erzähler für den zweiten Lauf hält, ist das Patronenmagazin.

**) Diese Antwort entspräche ganz der ironischen Art Tippu Tips. Da er glaubt, Stanley schneidet auf, so will er ihn durch eine noch derbere Lüge überbieten.

Eindruck gemacht, nichts. Lesenswert ist aber das anschauliche Bild, das er von unserm Helden entwirft:*)

„Er war ein großer schwarzbärtiger Mann von negerhafter Gesichtsfarbe, in der Blüte des Lebens, gerade aufgerichtet und schnell in seinen Bewegungen, ein Bild der Energie und Kraft. Er hatte schöne und intelligente Züge, mit einem nervösen Augenzucken, und blendend weiße wohlerhaltene Zähne. Begleitet war er von einem großen Gefolge junger Araber, die auf ihn als auf ihren Häuptling blickten, und einer Schar Suahelis und Wanyamwesi, die er tausende von Meilen durch Afrika geführt hatte.

Mit dem Auftreten eines wohlerzogenen Arabers, beinahe vornehmer noch in seinem Wesen, hieß er mich in Mwana Wambes Residenz willkommen und, nachdem seine Sklaven Matten und Polster zurecht gelegt hatten, setzte er sich mir gegenüber, während ein Summen der Bewunderung seiner Gewandtheit durch die Zuschauer ging.

Nachdem ich ihn einige Minuten angesehen hatte, kam ich zu dem Schlusse, daß dieser Araber ein bedeutender Mann sei — der bedeutendste Mann, den ich unter Arabern, Suahelis und Mischlingen in Afrika getroffen hatte. Er war sauber an seinem Körper, seine Kleider waren von einer tadellosen Weiße, seine fezartige Mütze nagelneu, seine Taille war mit einem reichen Dowle (Dolchgehänge) umgürtet, sein Dolch erglänzte in Silberfiligran und sein Gesamtbild war das eines vornehmen Arabers in sehr behaglichen Verhältnissen."

Stanleys erste Fragen waren nach dem Schicksal Camerons, der, demselben Ziele wie er zustrebend, von hier aus, seine bisherige Marschrichtung aufgebend, nach Süden abgebogen war. Insbesondere interessierte es ihn zu erfahren, aus welchen Gründen sein Vorgänger den Wasserlauf verlassen hatte.

Tippu Tip gab ihm in klarer und verständlicher Weise Auskunft: Die Schwirigkeiten, Böte zu erlangen; drohende Feindseligkeiten seitens der Eingeborenen der zu durchziehenden Gebiete und Unlust der eigenen Karawane, auf einem Flusse, dessen Fahrwasser schwierig und dessen Stromrichtung gänzlich unbekannt war, das Leben zu wagen.

Diese Verlegenheiten, die viele Jahre vorher schon Livingstone zur Umkehr gezwungen hatten, würde auch Stanley zu bekämpfen haben. Wie vorher Cameron, suchte auch er sich der mächtigen Hilfe des Manyemakönigs zu versichern. Dieser bezeigte zunächst wenig Lust und berief sich darauf, daß er zur Zeit kaum 300 Krieger bei sich habe. Das sei zwar genug, um Stanley, der auch einen starken Heer-

*) Stanley, Thwogh the dack continent. London 1878. Vol. II S, 95 und 96.

bann hatte, zu geleiten, aber sobald er sich später allein zur Rückkehr wende, würde er seiner Vernichtung entgegen gehen. Die Schenfis, die seine Truppen dann allein und mit leeren Händen heimziehen sähen, würden sagen, des mächtigen Tippu Tip Karawane sei von feindlichen Stämmen zersprengt worden, und würden alles versuchen, sie vollends aufzureiben.

Auf Stanleys Einwände, er selbst ginge doch einer viel unsicheren Zukunft entgegen, antwortete der Araber kühl, das sei sein Privatvergnügen, wenn es ihm Spaß mache, für die Entdeckung von Bergen, Seen und Flüssen sein Leben zu wagen. Er selbst sei ein einfacher Elfenbeinhändler und habe für derartige brotlose Künste keinen Sinn. Schließlich ließ er sich jedoch zu der Erklärung herbei, er wolle sich die Sache noch einmal beschlafen.

Am nächsten Morgen gegen acht Uhr wurden die Verhandlungen fortgesetzt und Stanley ward gebeten, seine Pläne des näheren darzulegen. Er antwortete, er beabsichtige, in Böten so lange flußabwärts zu fahren, bis der Strom eine entschiedene Wendung, sei es nach Norden oder Westen, nähme.

„Wie lange dies auf dem Landwege sei?"

„Er wisse es nicht, Tippu Tip vielleicht?"

„Nein, antwortete dieser, aber er hätte einen Mann mit sich gebracht, der weiter als alle andern stromabwärts gekommen sei."

Dieser, Abed bin Jama mit Namen, erzählte nun dem staunenden Stanley, der Strom fließe nach Norden und immer weiter nach Norden, bis er schließlich ins Meer münde; was für ein Meer das sei, konnte er freilich nicht angeben. Es hätte aber, wenn er recht gehabt hätte, nur das Mittelmeer sein können.

Nach dem Ursprung seiner Weisheit gefragt, erzählte er eine abenteuerliche Geschichte, die, obwohl von geographischen Unmöglichkeiten strotzend, jedenfalls einen wahren Kern hatte. Danach war er auf einem von Mtagamono, dem unerschrockenen Führer der Nyangwaleute angeführtem Beutezuge nach tagelangen Märschen in das Land der Wakuma westlich von Lomami gekommen. Hier hatten sie einige Vertreter jenes rätselhaften Zwergenvolkes gefunden, dessen Existenz lange als Märchen angesehen wurde, bis endlich im Jahre 1876 du Chaillu als erster Europäer solche Pygmäen am Gabun traf. Die ersten wissenschaftlichen Forschungen über sie verdanken wir Stuhlmann, der 1893 zwei Batuafrauen aus dem Gebiet westlich von Ruwenson mit nach Europa brachte. Sie sind von den Quellen des Ituri durch das ganze Kongobecken bis zum Unterlauf des Sankurru verbreitet. Gruppenweise leben sie zwischen den übrigen Stämmen, mit denen sie

wenig Verkehr hatten. Sie hausen in dichten Wäldern und nähren sich von der Jagd, die sie mit vergifteten Pfeilen betreiben. Ihr Körpermaß erreicht nie mehr als 1½ Meter, man nimmt an, daß sie mit den Buschmännern, mit denen sie manche Ähnlichkeit haben, die autochthone Rasse Afrikas darstellen.

Die Zwerge, die die Araber trafen, erzählten, in ihrem Lande seien ungemessene Schätze von Elfenbein, sie selbst legten keinen Wert darauf und wunderten sich auch, weshalb die Fremden es haben wollten, zu essen wäre es doch nicht. Von den fabelhaften Erzählungen weiter gelockt, kam Mtagamoyos Karawane nach nochmals sechs Tagemärschen in das eigentliche Zwergenland, wurde aber von den boshaften kleinen Teufeln höchst feindlich aufgenommen. Wie Pilze wuchsen sie ringsum aus dem Boden hervor und überschütteten die Reisenden mit ihren vergifteten Pfeilen, ihnen unendliche Verluste zufügend. Nur dreißig Leute vermochten das nackte Leben zu retten. Außerdem erzählte Abed noch Schauergeschichten von menschengroßen Affen und fürchterlichen Schlangen.

Der Weg auf dem Flusse sei ebenso gefährlich. Er sei unterhalb von Nyangwe voller Katarakte, die jedem Fahrzeug sicheres Verderben brächten. Der alte Daud (Livingstone) sei deshalb auch umgekehrt und die Araber brächte niemand mehr in jene schrecklichen Gegenden zurück.

Trotz der unheimlichen Schilderung bestand Stanley, dessen Darstellung wir hier zunächst folgen, auf seinem Plan und Tippu Tip zeigte sich nicht abgeneigt. Er hieß zunächst alle Araber mit Ausnahme seines Vetters Muhamed bin Said hinausgehen und stellte dann seine Bedingungen. Seine Landsleute hätten ihm zwar dringend abgeraten, sein Leben aufs Spiel zu setzen, er möchte aber Stanley nicht in Verlegenheit bringen und wäre deshalb bereit, ihn gegen eine Vergütung von 5000 Dollar sechzig Tagemärsche weit — zu je vier Marschstunden — zu geleiten.

Des näheren wurde folgendes vereinbart:

1. Ausgangsort der Reise sollte Nyangwe sein, Tag des Aufbruchs und Richtung des Weges wäre von Stanley zu bestimmen.

2. Die Reise dürfte nicht länger als drei Monate dauern.

3. Im allgemeinen sollte je zwei Tage marschiert, ein Tag gerastet werden.

4. Nachdem Tippu Tip sechzig Tagemärsche zu je vier Stunden mitgegangen wäre, sollte Stanley mit ihm zusammen nach Nyangwe zurückkehren, es sei denn, daß er unterwegs Händler von der Westküste träfe, denen er sich zum Weitermarsch nach dem Atlantischen Ozean

anschließen könnte. In diesem Falle sollte Stanley verpflichtet sein, zwei Drittel seiner eigenen Leute Tippu Tip als Deckung für den Rückmarsch nach Nyangwe zu überlassen.

5. Außer den 5000 Dollar sollte Stanley die Verpflegung für 140 Leute Tippu Tips während ihrer Abwesenheit von Karsongo — auf Hin- und Rückmarsch — bezahlen.

6. Wenn Stanley wegen Schwierigkeiten im Gelände oder wegen der Haltung der Eingeborenen die Fortsetzung der Reise für undurchführbar halten sollte, so hätte er dessen ungeachtet die volle Summe von 5000 Dollar zu bezahlen.

7. Wenn Tippu Tip infolge von Mutlosigkeit vor Ablauf der ausbedungenen Frist Stanley verlassen sollte, so sollte er seines ganzen Anspruchs auf Lohn und Verpflegung verlustig gehen.

Soweit Stanley, von dessen Angaben Tippu Tips Schilderungen bedeutend abweichen. Er sagt, jener sei als Hilfesuchender zu ihm gekommen und habe ihn flehend gebeten, ihn nach „Munza", einem achtzig Tagemärsche weit in der Gebetsrichtung, d. h. nordnordöstlich, gelegenen Lande zu geleiten, er wolle ihm auch 7000 (nicht 5000) Dollar geben; von dem Plane, den Fluß zu befahren, sei noch gar nichts erwähnt worden. Tippu Tip habe geantwortet, er sei nicht abgeneigt, mitzukommen, er täte es aber nicht aus Goldgier, denn er besäße so viel Elfenbein, daß 7000 Dollar für ihn als Wertobjekt gar nicht in Betracht kämen. Wenn er ihn geleite, so täte er es hauptsächlich aus Gefälligkeit.

Am nächsten Morgen habe er dann seine Bereitwilligkeit erklärt, die von Stanley aufgezählten Bedingungen sei er jedoch in der von diesem angegebenen Weise nicht eingegangen, am allerwenigsten sei etwas Schriftliches zwischen ihnen vereinbart worden.

Er hebt auch noch hervor, daß seine Stammesgenossen ihm sehr von der Begleitung abgeraten und, als sie ihn entschlossen sahen, heftige Vorwürfe gemacht hätten. Er sei ganz verrückt geworden, sich einem Ungläubigen zu Liebe in Lebensgefahr zu stürzen; er wolle wohl selbst ein Europäer werden? Er aber habe überlegen geantwortet: „Vielleicht bin ich verrückt geworden und ihr seid die Klugen. Kümmert euch um eure Angelegenheiten."

Man sieht, daß die Angaben recht weit auseinander gehen. Bezüglich der vereinbarten Lohnsumme — ob 5000 oder 7000 Dollar — verdient vielleicht Stanley die größere Glaubwürdigkeit. Der Araber hat, wie schon an früherer Stelle hervorgehoben, wenig Verständnis für Zahlen, und übertreibt gern, Stanley hingegen hatte kaum Veranlassung, den wirklich versprochenen Betrag zu niedrig anzugeben, denn gezahlt hat er ihn doch nicht, wie sich später zeigen wird.

Im übrigen steht aber Behauptung gegen Behauptung und da die Verhandlungen ohne Zuziehung von Zeugen geführt worden sind, ist es schwer zu entscheiden, welche der beiden Angaben die richtige ist. Der größere Vorteil bei dem angeblichen Vertrage lag jedenfalls auf Stanleys Seite. Sein Unternehmen wäre vielleicht an dem schlechten Willen des Arabers gescheitert, während dieser auch ohne die fünf- beziehungsweise siebentausend Dollar auskommen konnte und schließlich ausgekommen ist.

Stanley erzählt nun noch in einer rührenden, mit einem ergreifenden nächtlichem Bilde verzierten Geschichte, wie er mit seinem Diener Frank erwog, ob sie den anscheinend gefährlicheren aber dem Zweck ihrer Reise mehr entsprechenden Weg in der Flußrichtung oder die auch von Cameron eingeschlagenen Route durch Kassongos Land wählen sollten, und wie sie schließlich dazu kamen, die Sache „auszuknobeln." Eine Rupie wurde genommen und „Kopf oder Wappen" gespielt. Kopf für den Fluß, Wappen für das Land. Zweimal fiel das Wappen. Auch die Strohhalme, deren Orakel nachher angerufen wurde, stimmten für den Landweg. Und trotzdem entschieden sich die kühnen Reisenden, dem Flußlauf zu folgen!

Nach diesen Späßen, durch deren Schilderung Stanley seinen Schneid weitspurig in das rechte Licht setzte, graute der Morgen des 23. Oktober 1874, an dem nach der englischen Lesart der Kontrakt unterzeichnet und das nähere vereinbart wurde, daß Tippu Tip 140 Bewaffnete und 70 Reserveleute mit auf die Reise nehmen sollte.

Am 24. Oktober wurde von Kassongo nach Nyangwe marschiert, wo Tippu Tip seine Leute sammelte und marschbereit machte. Er hatte schließlich, Weiber und Kinder eingerechnet, einen Troß von 700 Seelen bei sich. Von diesen gehörten jedoch 400 zum Gefolge Stanleys, der Rest sollte nur einige Tage gemeinsam mit den Haupttrupp marschieren und dann in nordöstlicher Richtung abbiegen, um in bisher noch nicht besuchten Gegenden Handel zu treiben.

Am 5. November verließ die Karawane Nyangwe und gelangte am Nachmittage, nachdem der Marsch 16 Kilometer lang durch eine hügelige Grassteppe geführt hatte, zu den Dörfern von Na-Kasimbi, in denen das erste Quartier genommen wurde.

Am 6. November sahen sie sich der Mitamba gegenüber, einem dichten schwarzen Wald, der die Reisenden alsbald in seinen, durch keinen Sonnenstrahl erhellten Schatten aufnahm. Wer nicht mit eigenen Augen einen tropischen Urwald gesehen hat, kann sich von den Schrecknissen solcher Wildnis kaum einen Begriff machen. Da ist nichts von dem erfrischenden Hauch unserer heimischen Forsten, eine stickige modrige

Luft schlägt dem Eindringling entgegen. Zwischen dicken Baumriesen ziehen sich mannshohe Schlingpflanzen hin, der Axt spottend, die sich mühsam den Weg bahnen will, und mit ihren Polypenarmen nach den Kleidern des Wanderers haschend, der sich an weniger dichter Stelle zwischen ihnen hindurchschlängelt. In dicken Tropfen schütteln die in ihren Schlaf gestörten Urwaldstämme ihren Tau herab und vergebens sucht der tastende Fuß auf dem klebrigen Boden einen sicheren Halt.

Alle diese Mühseligkeiten wurden Stanley nicht erspart, erschwert wurde ihm der Weg noch dadurch, daß zahlreiche mehr oder weniger Wasser führende Bäche zu durchschreiten waren. Trotzdem wurden 9 bis 10 englische Meilen täglich zurückgelegt, die Lastträger freilich kamen häufig erst spät am Abend ins Lager. Besonders schlimm waren die Leute daran, die die Teile eines, von Stanley mitgeführten Stahlbotes zu tragen hatten. Dessen einzelne Stücke ließen sich nämlich nicht alle auf das Maß einer Durchschnittslast, die das Gewicht von 60 Pfund nicht überschreiten soll, einschränken, sondern mußten zum Teil als Doppellasten getragen werden und in dem unentwirrbaren Dickicht, durch das sich kaum ein einzelner Mann durchschlängelte, war es eine schwere Aufgabe, mit ihnen vorwärts zu kommen. Die Bedingung, daß nur vier Stunden täglich marschiert werden sollte, kam dabei bald im Wegfall.

Am 11. November erreichten die Botsträger das Lager überhaupt nicht, erst um Mittag des nächsten Tages trafen sie gänzlich erschöpft ein.

Natürlich war unter all diesen widrigen Umständen die Stimmung der Karawane von Anfang an eine höchst gedrückte, sie artete von Tag zu Tag mehr in helle Empörung aus,. umsomehr als die wenigen, die bereits früher hier marschiert waren, erklärten, daß die Schrecknisse, die man bisher kennen gelernt hätte, ein Kinderspiel seien gegenüber dem, was noch kommen würde. Am ungehaltensten waren begreiflicher Weise die Botsleute, deren, wie Stanley zugeben mußte, berechtigte Klagen ein lautes Echo bei den übrigen fanden.

Auch Tippu Tip seufzt bei der Erinnerung an die Mühen jener Marschtage und unter seinem Gefolge murrte man öffentlich, daß Stanley es hören konnte, über den „Wald des Heiden,“ wie man mit einer gewissen Zweideutigkeit gegen den Anführer das durchzogene Dickicht taufte.

Am 14. November verabschiedeten sich die 300 Leute der Handelskarawane und marschierten in nordöstlicher Richtung ab. Nach einem weiteren, sehr anstrengenden Marschtage — so berichtet Stanley — kündigte am Morgen des 16. der Rest durch Tippu Tip seinen Entschluß

an, umzukehren. Der Wald, durch den man jetzt zöge, sei für Reisende nicht geeignet, hier könnten nur gemeine Heiden, Affen und wilde Tiere hausen.

Nach zweistündigen Verhandlungen, in denen Stanley seine ganze Beredsamkeit aufbot, gelang es ihm angeblich, Tippu Tip zu einer weiteren Begleitung zu bewegen. Es wurde beschlossen, zu dem Flusse abzubiegen und auf dem linken Ufer entlang zu marschieren. Tippu Tip verpflichtete sich unter Aufhebung des ersten Kontraktes gegen einen Lohn von 2 600 Dollar zu zwanzig weiteren Tagemärschen vom augenblicklichen Lagerplatze ab und es wurde beschlossen, später über eine etwaige weitere Begleitung zu verhandeln.

Tippu Tips Angaben weichen auch hierin wieder entschieden von der Stanleyschen Lesart ab. Er sagt, der Amerikaner habe angesichts der Marschschwierigkeiten und bei der schlechten Stimmung der Träger vollständig den Kopf verloren und selbst den Vorschlag gemacht, zum Kongo abzubiegen. Eine Umwandlung des von ihm von vornherein ja nur beschränkt anerkannten Vertrages und gar eine Herabsetzung des ihm versprochenen Lohnes bestreitet er vollkommen.

Wie dem auch sei, am 19. November wurde der Strom 41 geographische Meilen nördlich von Nyangwe erreicht. Er war etwa einen Kilometer breit und führte nicht mehr, wie bei Nyangwe, den Namen Lualaba. Stanley, noch nicht wissend, daß er es mit dem Kongo zu tun hatte, nannte ihn von hier an den Livingstone.

Nachdem das Lager aufgeschlagen, wurde begonnen, das Stahlbot, Lady Alice mit Namen, zusammenzusetzen. Währenddem streckte sich Stanley am Flußufer ins Gras und wie er voll ernster Gedanken die in eine unbekannte Ferne vorbeiströmenden Wogen betrachtete, reifte in ihm der Entschluß, unter allen Umständen den bisher unergründeten Wasserlauf mit Boten zu befahren. Gleichgiltig, wohin er fließe!

Und sofort ließ er seine Leute zusammenrufen, um ihnen eine zündende Ansprache zu halten. Damit der Leser merkt, wie geschickt er die Eingeborenen zu nehmen weiß, gibt er, seinem ursprünglichen Journalistenberufe getreu, die der Aufnahme in ein Heldenepos würdige Rede mit allem theatralischen Beiwerk auf zwei Druckseiten wieder. Natürlich erzielt er mit seinen Worten, daß sich gleich die Hälfte der anfangs zögernden Schwarzen verschwört, ihm blindlings in den Tod zu folgen, nur Tippu Tip und ein paar andere Araber stehen als hartnäckig verneinendes Element beiseite und versuchen, ihn von seinem kühnen Vorhaben abzubringen.

Schon ist er im besten Zuge, auch diese durch die allbesiegende Gewalt seiner Beredsamkeit zu überzeugen, da wird die Verhandlung

unterbrochen durch das Erscheinen einiger Böte mit Eingeborenen. Stanley versuchte, sie mit Hilfe eines Dolmetschers von seinen friedlichen Absichten zu überzeugen, als sie aber hörten, daß die Fremdlinge aus Nyangwe kämen, wurde ihr Mißtrauen doppelt rege. Selbst das Versprechen ungezählter Perlengeschenke vermochte sie nicht zu bewegen, mit ihren Böten näher zu kommen und die Reisenden auf das andere Ufer zu nehmen. Vielmehr erhoben sie alsbald ihr Kriegsgeschrei, das ein hundertfaches Echo in den Büschen der Flußufer fand.

Inzwischen war das Stahlbot zusammengesetzt und Stanley fuhr zum linken Ufer, um selbst Beziehungen anzuknüpfen. Die Schensis erklärten sich schließlich bereit, in friedlichen Verkehr mit den Ankömmlingen zu treten unter der Bedingung, daß der weiße Mann mit ihrem Häuptling Blutsbrüderschaft schlösse. Als Schauplatz für die feierliche Handlung wurde eine mitten im Flusse liegende Insel bestimmt, als Zeitpunkt der nächste Morgen.

Derartige Verbrüderungsvorschläge seitens Eingeborener laufen meistens auf einen plumpen Hinterhalt hinaus. Das ahnte Stanley und deshalb ließ er vorsichtshalber während der Nacht einen größeren Trupp auf der Insel landen. Zur Vollziehung der Zeremonie wurde als weißer Mann sein Diener Frank entsandt, Stanley selbst blieb mit dem Bot in der Nähe, um im Fall eines Verrats sofort zur Hand zu sein.

Er hatte sich denn auch in seinen Befürchtungen nicht getäuscht. Die Schensis nahmen von Anfang an eine bedrohliche Haltung an und gingen bald zu offenen Feindseligkeiten über. Als aber demgegenüber die nachts versteckten Reserven erschienen, ergriffen sie schleunigst die Flucht und paddelten zum linken Ufer zurück.

Nachdem so auch dieser Friedensversuch fehlgeschlagen war, entschloß sich Stanley, auf alle Fälle die Karawane nach dem Westufer zu bringen. Soviel Leute in die Lady Alice hinein gingen — rund 30 Personen —, wurden zunächst hinübergeschafft. Während sie begannen, ein befestigtes Lager aufzuschlagen, wurden nach und nach auch die übrigen Träger geholt und schließlich ließen sich sogar, durch einige Perlen bestochen, mehrere Schensis bereden, sechs Böte zum Transport zur Verfügung zu stellen. Die Nacht zum 21. November lagerte bereits Stanleys ganze Karawane auf dem linken Ufer.

Am nächsten Morgen war die mühsam gewonnene Freundschaft der Eingeborenen schon wieder zu Ende, alle Ortschaften weit und breit waren verlassen und so blieb es auch meistens während des nun folgenden Weitermarsches.

Stanley fuhr mit wenigen Leuten in der Lady Alice stromabwärts, das Gros folgte auf dem Landwege. Beide Abteilungen hatten durch

Feindseligkeiten der Uferbewohner unangenehme Abenteuer zu bestehen, weit schlimmer war aber das Landdetachement daran, das vom Wege abgeriet und ein verlustreiches Gefecht mit den Bakusu auszuhalten hatte. Erst am 26. November trafen die beiden Teile wieder zusammen und hielten von nun an bessere Fühlung.

Nach und nach gelang es, verschiedene Eingeborenenbote aufzutreiben, die sehr zu statten kamen, denn in der Landabteilung waren Pocken und Dysenterie ausgebrochen und hatten eine große Anzahl Leute marschunfähig gemacht. Für sie wurde ein schwimmendes Lazarett gebildet.

Über den Erwerb dieser Bote lauten die beiden Berichte wieder sehr verschieden. Tippu Tip, der sonst immer geneigt ist, seine Sünden durch Vorschub von Notwehr zu beschönigen, gibt mit anerkennenswerter Offenheit zu, daß die Canoes in frischfröhlicher Treibjagd erbeutet wurden. Er schreibt:

„Ich griff die Schensis an und nahm ihnen Bote und Ziegen weg. Jeden Tag bekam ich sechs, sieben Kähne und unzählige Ziegen. Doch die Einwohner sind sehr geübt darin, mit ihren Boten auszureißen, sie haben auch Kriegstrommeln, die Mingungu genannt werden. Die erste Stadt schlägt sie, dann trommelt die zweite und jede Stadt, die das Signal hört, giebt es weiter. So kann man zwei Monate lang reisen, ohne Leute in den Ortschaften zu treffen. Nur Ziegen sieht man, denn deren gibt es viele, und die können nicht ausreißen. Und die meisten der Bote sind klein, und man bekommt sie nicht, wenn nicht den Insassen Kugeln um die Ohren fliegen oder sie selbst treffen. Dann stürzen sie sich ins Wasser und lassen die Bote im Stich.

Freilich kann er bei dieser Episode leicht offenherzig sein, denn er weiß, daß der europäische Leser die Verantwortung auf Stanley schieben muß. Dieser aber verschmäht es, im Vollbewußtsein eines guten Gewissens, sich auf einen sicher gerechtfertigten Notstand zu berufen, sondern gibt eine Schilderung, nach der er die Bote in ganz friedlicher Weise rechtmäßig erworben hat. Zuerst wurden sechs herrenlose Canoes gefunden und annektiert, am 4. Dezember wurde ein offenbar seit Jahren verlassenes mächtiges Bot entdeckt, das, obwohl schwer beschädigt, mit Beschlag belegt wurde und, nachdem es notdürftig repariert worden, sechzig Personen fassen konnte.

Diese Erfolge erleichterten natürlich das Vorwärtskommen bedeutend, trotzdem gab es aber noch Schwierigkeiten genug und Krankheit und Feindseligkeiten der Eingeborenen nahmen kein Ende. Täglich wurden mehrere Menschenleben verloren, am 11. wurden acht Leichen, unter ihnen die drei jungen Favoritinnen unseres Helden, in die Fluten des verhängnisvollen Stromes versenkt.

Mitte Dezember hatte das Wasserdetachement bei der Ortschaft Vinya-Njaza einen heftigen Zusammenstoß, der leicht hätte verderblich werden können, durch das rechtzeitige Eintreffen der Landabteilung aber gerade noch siegreich entschieden wurde. Die Schensis ergriffen die Flucht und bei ihrer Verfolgung wurden 38 meist recht gute Canoes erbeutet.

Am 22. Dezember wurde förmlicher Friede gemacht und die langersehnte Blutsbrüderschaft geschlossen. Die Schensis erhielten 15 Bote zurück, der Rest wurde als angemessene Kriegsentschädigung einbehalten. Jetzt war Stanley hinreichend mit Boten versehen, um die weitere Hilfe Tippu Tips entbehren zu können. Sie einigten sich, hier — etwas oberhalb der Mündung des Kasuku — auseinander zu gehen.

Über die Art dieser Einigung lauten die Berichte wieder einmal grundverschieden. Stanley behauptet, Tippu Tip habe ihm seine Absicht, nunmehr umzukehren, derartig kategorisch ausgesprochen, daß er jeden Versuch, ihn umzustimmen, aufgegeben hätte, obwohl nach der letzten Abmachung der Araberhäuptling noch zu acht Marschtagen verpflichtet gewesen wäre.

Dieser hingegen berichtet, Stanley selbst hätte ihm unter lebhaften Danksagungen für den bisher geleisteten Beistand vorgeschlagen, jetzt zurückzugehen, da er Fahrzeuge genug hätte, allein vorwärts zu kommen. Er hätte ihn nur noch dazu engagiert, zwei größere Bote zu stehlen, auf denen er seine Reitesel bequem verladen könnte. Diesen Zug hätten sie dann beide gemeinsam mit großem Erfolg ausgeführt.

Darin stimmen beide Berichterstatter überein, daß zur Bedingung gemacht wurde, Tippu Tip solle seinen Einfluß aufbieten, um Stanleys Leute unter allen Umständen zum Weitermarsch zu bringen. Wie sich dieser Einfluß betätigte, verschweigt Stanley, unser Autobiograph gibt davon folgende ergötzliche Schilderung:

„Darauf rief Stanley seine Leute und sprach zu ihnen: „Hier wird Hamed bin Muhamed umkehren. Ihr aber macht euch bereit. Übermorgen brechen wir auf." Da antworteten ihm die Leute: „Wenn Hamed bin Muhamed umkehrt, so werden wir alle umkehren. Wir gehen nicht in Gegenden, die wir nicht kennen. Wir haben uns an der Küste für zwei Jahre verpflichtet. Jetzt sind es aber schon zwei und ein halbes Jahr geworden. Wenn Hamed bin Muhamed umkehrt, so werden auch wir unbedingt umkehren." Und sämtliche Leute versteiften sich darauf, daß sie nicht weitergehen wollten. Da wurde Stanley sehr traurig, selbst das Essen schmeckte ihm nicht mehr, und er war nahe daran, zu weinen.

Am Abend kam er zu mir und sagte: „Meine ganze Arbeit ist umsonst, wenn jene umkehren. Dann muß auch ich umkehren und meine Mühe ist umsonst gewesen. Jetzt bitte ich dich, hilf mir." Ich sprach zu ihm: „So Gott will, werde ich dir unter allen Umständen helfen."

Ich legte mich schlafen und am andern Morgen besuchte ich ihn und fragte: „Was hast du beschlossen?" Er antwortete: „Ich habe nichts beschlossen, weiß auch nicht, was ich tun soll." Da sprach ich zu ihm: „Jetzt folge meinem Rate. Versammle alle deine Leute und rufe mich und sprich zu mir mit ganz groben Worten und sage: „Wenn du zurückkehrst, werden alle meine Leute zurückkehren. Sie können nicht anders. Meine Arbeit ist jedoch für den Staat und dieser ist eins mit Sejjid Barghasch. Wenn meine Leute umkehren, so muß ich auch umkehren. Da werde ich dem Sultan erzählen, daß Hamed bin Muhamed es gewesen ist, der meine Weiterreise unmöglich gemacht hat. Dann wird der Staat deine Güter konfiszieren." Wenn du dies gesagt hast, ist es gut, dann werde ich reden." Darauf ging ich ab.

Am Nachmittag rief er mich, versammelte auch seine Leute und sprach zu mir in Gegenwart seiner Leute in groben Worten, wie ich es ihm vorgesagt hatte. Darauf sprach ich zu ihnen: „Ihr habt Stanley's Worte gehört, jetzt macht euch auf den Weg und zieht ab. Wer mir folgt, den werde ich töten; denn ihr würdet mich ins Verderben stürzen und meine Güter würden von der Regierung konfisziert werden. Dann wäre ich so gut wie tot. Meine Mühe während langer Jahre wäre umsonst. Müßte ich nicht unbedingt hier umkommen? Wenn ihr mir folgt, werde ich euch töten". Damit ging ich ab und auch sie zogen ihres Weges.

Gegen Abend kamen die Leute von Stanley und ihre Führer sprachen zu mir: „Unsere Zeit bei diesem Europäer ist um, notwendig müssen wir umkehren." Ich sprach zu ihnen: „Eure Worte sind zwecklos, reist weg." Da sprachen sie: „Wünschest du, daß wir umkommen?" Ich antwortete ihnen: „Wie es ihm geht, so wird es euch ergehen. Wenn ihr untergeht, so werdet ihr gemeinsam untergehen." Da sprachen sie: „Dieser Europäer ist bösartig. Er gibt uns nichts, ohne es anzuschreiben, selbst Kleider gibt er uns nicht, nicht ein einziges Lendentuch gibt er uns." Ich sprach zu ihnen: „Das laßt meine Sorge sein, ich werde euch geben, so viel ihr wollt. Reist nur." Da antworteten sie mir: „Was sollen wir denn tun? Wir haben jetzt Angst vor dir wegen der Worte, die du gesagt hast. Doch mit diesem Europäer haben wir nichts zu tun. Unsere Zeit ist schon seit mehr als sechs Monaten verstrichen." Doch ich sagte zu ihnen: „Eure Worte sind zwecklos, folget den meinigen.

Dann hat noch der Autobiograph Stanley auf Tippu Tips Veranlassung seinen Leuten neue Lasten Kleider geschenkt und sie so mit sanfter Gewalt für die weitere Begleitung gewonnen."

Läßt Stanley auch diese kleinen Einzelheiten unerwähnt, so beschreibt er dafür mit um so größerer Genauigkeit, was er Tippu Tip und seinen Leuten alles an Belohnungen gegeben hat. Danach bekam unser Held zunächst eine Anweisung über 2600 Dollar, sodann einen Reitesel, eine Truhe, eine goldene Kette, einen Revolver, Munition und große Vorräte an Perlen, Kupferdraht und Stoffen. Das Gefolge erhielt in der Abstufung des Ranges jeder von einem bis hinauf zu zwanzig Doti Kleiderstoff.

Tippu Tipp erwähnt in seiner Lebensschreibung von diesen Gaben Stanleys kein Wort, auf mündliches Vorhalten hat er dem Verfasser bekannt, eine Geldanweisung erhalten zu haben, doch sei ihm die Höhe des angewiesenen Betrages nicht mitgeteilt worden und da er englisch nicht lesen kann, hätte er nichts darüber erfahren. Er hätte den Scheck an seinen Geschäftsfreund Taria Topan zur Einlösung geschickt und sei höchst erstaunt gewesen, statt der erwarteten 7000 nur 2—3000 Dollar darauf zu erhalten. Die von Stanley aufgezählten Geschenke bekommen zu haben, bestreitet er; nur was den Esel anbelangt, so bekennt er, deren sogar zwei erhalten zu haben. Stanley hätte nämlich vier Reitesel bei sich gehabt, von denen er die beiden besten selbst mit sich genommen habe; die beiden andern hätte er nicht mehr verladen können und deshalb weggegeben. Die Stoffe, die Stanley als Gaben an ihn und seine Leute aufgezählt, seien auch wirklich gegeben worden; sie seien aber keine unentgeltliche Zuwendung gewesen, sondern hätten die Bezahlung des Unterhalts dargestellt, den Stanley vertragsmäßig für die Rückkehr der Begleitung tragen mußte. Wohl aber hätte er ihm „lügnerische Versprechungen" gemacht und gesagt:

„Ich weiß nicht, was ich dir antun soll, um dir deine Güte zu lohnen, auch weiß ich nicht, was ich dir an Geld geben soll. Denn wenn ich nach Europa komme, werde ich hohe Ehren und viel Geld bekommen. Und dir werde ich eine Uhr für tausend Dollar schenken, mit Diamanten, und wie viel Geld ich dir geben werde, das kann ich nicht zählen."

Zum Schlusse hätte ihn Stanley dann noch gebeten, einen Monat an Ort und Stelle zu warten, um im Falle, daß er zur Rückkehr gezwungen werden sollte, mit Hilfe zur Hand zu sein.

Die beiden letzten Tage fielen auf das Weihnachtsfest und wurden, um die Stanleysche Schar über die Abschiedsstimmung hinwegzutäuschen und die Sorgen einer ungewissen Zukunft zu verscheuchen, harmlosen

Vergnügungen gewidmet. Die erbeuteten Kanoes erhielten die stolzen Namen englischer Kriegsschiffe und maßen sich gegenseitig in Wettfahrten, die siegreiche Besatzung erhielt Preise. Auch Wettrennen wurden veranstaltet und selbst der würdige Tippu Tip verschmähte es nicht, sich an dem Spiel zu beteiligen. Die 300 Meter lange Dorfstraße wurde zur Arena gemacht, auf der der Araberhäuptling und der Diener Frank die Schnelligkeit ihrer Füße maßen. Tippu Tip ging mit einem Vorsprung von 15 Metern als Sieger durchs Ziel und erhielt als Preis einen silbernen Trinkbecher. Wettrennen zwischen Jungens und selbst zwischen schwarzen Damen bildeten weitere Nummern des erheiternden Programms. Ein Kriegstanz der Wanyamwesi, deren dumpfe Trommeln und schrille Flöten eine eigenartige Weihnachtsmusik in die Stille des Urwalds hineintönten, beschloß den festlichen Tag.

Am zweiten Feiertag gab Tippu Tip der ganzen Karawane ein Festessen. Zu Reis und Hammelbraten wurde fleißig Palmwein kredenzt, in dessen verbotenem Feuer die letzten Zukunftssorgen ertränkt wurden.

Am 27. Dezember 1876 trat Stanley mit seiner Schar die Weiterfahrt ins Ungewisse an und erreichte Anfang August 1877 die Westküste. Das Hauptergebnis seiner auch an sonstigen Erfolgen reichen Afrikadurchquerung war, daß durch sie die Frage nach dem Ursprung des Kongo zweifellos gelöst wurde.

Zehntes Kapitel.

Über Tabora nach Zanzibar zurück.

Ich hatte nicht mehr denn diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden.

1. Mosis 32 v. 10.

Inhalt: Handelszug am unteren Lomami. Billiges Elfenbein. Rückkehr nach Kassongo. Briefe aus Zanzibar. Stanleys Dank. Langsamer Marsch zum Tanganika. Geschichte des Sees. Ujiji. Schlechte Aussichten für Weitermarsch. Mizambo: Seine Vorgeschichte und der Taborakrieg 1871. Rumalisa. Abmarsch und Kampf in Ruarda. Der junge Sef. Feindseligkeiten in Urinza. Empfang in Tabora. Pulverversendung von Sejjid Bargbasch. Friedensvorschläge Mizambos. Zurück nach Urinza. Zusammentreffen mit Mizambos Tharemann. Unterwerfung Kasanuras. Tod des Vaters, Rückkehr Bwana Uziges nach Manyema. Wieder nach Tabora. Nochmaliges Zusammentreffen mit Mizambos Leuten. Dessen Einladung und Sefs Besuch. Intriguen der Araber. Wissmann. Dessen Urteil über Mizambo, Sef und Tippu Tip. Mit Wissmann zur Küste.

Tippu Tip wartete seinem Versprechen gemäß an dem Orte, wo Stanley sich von ihm getrennt hatte einen Monat lang und marschierte dann zum Unterlauf des Lomami, wo er sehr günstige Handelsverhältnisse antraf.

Die Eingeborenen jener Gegenden hatten in der Tat noch keine Vorstellung davon, daß das Elfenbein ein Wertgegenstand war. Sie jagten zwar Elefanten, doch nur ihres Fleisches wegen, die Zähne wurden meist achtlos im Busch hingeworfen, wo sie vermoderten oder vom Ungeziefer aufgefressen wurden. Hie und da wurden sie auch von den Schenfis mitgenommen und fanden dann in den Dörfern eigenartige Verwendung. Kunstverständige, denen schon ein Schimmer von der hohen Bedeutung dieses wichtigen Beins aufgegangen war, arbeiteten Flöten und Hausgeräte daraus, häufig fanden sich elfenbeinerne Mörser, in denen Bananen, ein Hauptnahrungsmittel jener Stämme, gestampft wurden. Beliebt war es auch, die Zähne als Zäune um das Gehöft herum in den Boden zu pflanzen. Man kann sich denken, wie den Arabern das Herz aufging, wenn sie an solch kostbarer Umzäunung vorbeikamen.

Als Gegenwert für das Elfenbein wurde Kupfer gegeben, das Tippu Tip in Utetera eingehandelt hatte. Es hatte dort für ein Frasila Perlen fünf Frasila dieses Metalls gekauft. Ein halbes Frasila

Von ihm lag ebenfalls ein Brief bei und in dem Brief als kostbares Andenken — Stanleys Photographie. Bei deren Anblick konnte unser Erzähler ein Hohnlachen nicht unterdrücken.

Wenn es irgend etwas gibt, wofür der Araber und Suaheli von Haus aus kein Verständnis hat, so sind es Photographien. Er ist, wenn sein Blick dafür nicht durch mehrfache Proben geübt wird, gar nicht imstande, die dargestellte Person, sei sie ihm auch noch so bekannt, zu unterscheiden. Jetzt, nachdem die moderne Kultur nebst anderen wichtigen Bedarfsartikeln auch ein halbes Dutzend Photographen ins Land geführt hat, kann sich ja jeder Eingeborene durch das Anschauen von Aushängekasten diesen Blick erwerben und er schätzt es sogar, wenn er die Kosten erschwingen kann, seine mehr oder weniger schönen Züge durch Aufdruck auf die dunkle Platte der Vergessenheit zu entreißen. Daß aber Tippu Tip, der damals in zwölf Jahre langem, rauhem Wanderleben selbst dem bescheidenen Luxus Zanzibars fremd geworden war, für die zarte Aufmerksamkeit seines abendländischen Freundes auch nur das geringste Verständnis gehabt hätte, kann kein Einsichtiger verlangen.

Er wunderte sich also nur und dachte, wenn Stanley nach Hause kommt, wird er schon den Rest seiner Schuld bezahlen und die in Aussicht gestellten kostbaren Geschenke schicken.

Nachdem Tippu Tip jene Botschaften erhalten hatte, brauchte er noch ein ganzes Jahr, um alle Geschäfte im Lande abzuwickeln. Da er voraussichtlich lange Zeit fern sein würde, mußte er auch darauf bedacht sein, an den wichtigen Plätzen wieder Vertrauensmänner einzusetzen, die mit gutem Willen Umsicht und Energie vereinigten, um seine Interessen gut vertreten zu können. Namentlich sein Wannama Nyorgo Luteta, dem er die Geschäfte in Utetera übertrug, erwies sich als ein sehr brauchbarer Vertreter.

Schließlich zog er gemeinsam mit seinem Vetter Bwana Nzige ab. So groß das Heer der mitgenommenen Träger auch war, reichten sie doch nicht aus, um die unermeßliche Vorräte an jahrelang zusammengerafftem Elfenbein schnell zu befördern. Es wurde daher folgende Marschordnung angenommen. Tippu Tip ging mit dem Heer der Träger voraus, die so viel Lasten, als sie irgend bewältigen konnten, mitnahmen. Nach vier Stunden Weges schlug er selbst sein Lager auf und sandte die Träger zu seinem Vetter, der mit dem nicht beförderten Elfenbein hinter geblieben war, zurück. Wenn der Rest dann am nächsten Morgen auch in Tippu Tips Lager eingetroffen war, zog dieser in derselben Weise weiter. Indem so der Weg von den Trägern dreimal gemacht werden mußte, ging natürlich viel Zeit verloren und der Marsch von

aus Arabern mit deren zahlreichen Sklaven und aus freien Eingeborenen des Landes zusammen. Die Wajiji waren überaus geschickte Seefahrer und standen als solche vielfach im Dienste der Araber.

Obwohl die Letzteren die herrschende Klasse bildeten, war das eigentliche Oberhaupt der Stadt doch ein Suaheli namens Mwinyi Heri. Er war von Sejjid Barghasch zum Gouverneur eingesetzt und hißte als Symbol seiner Macht über seiner Hütte stolz die rote Sultansflagge.

Ujiji war auch jetzt noch ein wichtiger Marktplatz, auf dem reiche Erzeugnisse des Landes neben den Waren der Heimat Zanzibar täglich zum Verkauf standen. Fische, Früchte, Salz, Butter, Honig, Sklaven, Elfenbein, Rindvieh auf der einen Seite, auf der andern alles, was durch europäische Schiffe eingeführt, in den Inderläden Zanzibars zu finden war. Als Scheidemünze für die geringeren Waren waren Glasperlen roter und blauer Farbe in Gebrauch.

Als Hafenplatz war Ujiji nicht gut gewählt, da die Ufer flach und ungeschützt sind, die Fahrzeuge somit stets aufs trockene gezogen werden müssen. Bei Wissmanns Ankunft lagen etwa 40 Gaus auf der Rhede, eine Zahl, die von den einzelnen Häfen an der Ostküste unserer Kolonie niemals erreicht wird.

Tippu Tip machte vorläufig in Mtoa Rast, sandte aber seinen Vetter voraus, um die in Ujiji wohnenden Araber zu begrüßen, Fahrzeuge zu holen und sich nach der Möglichkeit eines Weitermarsches nach Tabora zu erkundigen, Die Gegend war nämlich für Karawanen im höchsten Grade unsicher, da ein mächtiger einheimischer Fürst namens Mirambo seit vielen Jahren mit den Arabern einen blutigen Vernichtungskampf führte.

Bei dieser interessanten Persönlichkeit haben wir einen Augenblick zu verweilen.

Mirambo ist um 1830 in Unyamwezi geboren, wo sein Großvater namens Moura durch Tippu Tips Großvater Juma bin Rajab zum Sultan der kleinen und ärmlichen Landschaft Ujoa eingesetzt war. Nach Mouras Tode kam ein Oheim Mirambas zur Regierung, dieser selbst war darauf angewiesen, sich allein sein Geld zu verdienen, und ungeachtet seiner hohen verwandtschaftlichen Beziehungen ergriff er, wie die meisten seiner Volksgenossen, den mehr lohnenden als fürstlichen Beruf eines Mpagasi (Lastenträgers).

Nach dem Tode seines Oheims wurde er Sultan. Sein bisher recht kleines Gebiet dehnte er bald weit über seine Grenzen aus. Mit Hilfe der räuberischen Wangoni unterwarf er zunächst das Nachbarland Uriankuru, das er mit Ujsa zusammen zu dem nach ihm benannten

Sultanat Urambo vereinte. Durch Ausplünderung mancher Araberkarawanen fielen ihm zahlreiche Gewehre in die Hand, mit deren Hilfe er seinen Einfluß nach Westen bis nahe zum Tanganika, nach Norden bis zum Viktorianyansa und nach Süden bis zum sechsten Grad ausdehnte. Seine Erfolge machten solchen Eindruck, daß man ihm übernatürliche Kräfte zuschrieb. Es hieß, er könne fliegen, sei unverwundbar und brauche keinen Schlaf.

Mit den Arabern Taboras hielt er in der ersten Zeit leidlichen Frieden. Widerwillig zahlten diese den ihren Karawanen auferlegten Hongo und wagten bei ihrer ständigen Uneinigkeit nichts gegen den gefährlichen Häuptling zu unternehmen. Schließlich scheinen aber dessen Übergriffe doch zu groß geworden zu sein und im Sommer 1871 kam es zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen den beiden Parteien. Stanley[*] weilte zu jener Zeit gerade als Gast der Araber in Tabora und nahm an den Kämpfen teil. Er gibt als Grund des Krieges an, daß Mirambo einer nach Ujiji marschierenden Karawane einen außergewöhnlich hohen Durchgangszoll abverlangt und, als wegen der Bezahlung, die schließlich doch erfolgte, Schwierigkeiten gemacht wurden, ferneren Safaris überhaupt den Durchmarsch durch sein Gebiet verboten habe. Tippu Tip erzählt, der Streit sei dadurch ausgebrochen, daß Mirambo die Herausgabe von 200 in sein Land geflüchteten Araberſklaven verweigert habe.

Als Stanley in Tabora eintraf, war jedenfalls die Wut der Araber grenzenlos. Der allgemeine Zorn wurde noch besonders geschürt durch Chamis bin Abdallah el Barisani, einen angesehenen Mann, der auf langen Reisen an blutige Kämpfe gewöhnt war und es als Schande empfand, daß sich seine dortigen Stammesgenossen, unter denen er seit einiger Zeit heimisch geworden war, durch einen gemeinen Heiden so terrorisieren ließen.

Nach langen Beratungen zog Anfang August ein Heer von 2255 Mann mit 1500 Gewehren gegen Mirambo ins Feld, nach einer Woche langte die siegesgewisse Schar in wilder Flucht wieder in Tabora an. Mirambo hatte eine der gegen ihn marschierten Abteilungen an der Grenze von Uriankuru im hohen Gras überfallen und fast gänzlich niedergemacht. Bei der Kunde von diesem Unglück ergriffen die andern Helden alle das Hasenpanier.

Am 22. des Monats langte Mirambo selbst vor Tabora an. Chamis bin Abdallah, der einzige Mutige unter den Arabern,

[*] Vergl. dessen Werk: Wie ich Livingstone fand. Deutsch bei Brockhaus, Leipzig 1885. Kapitel 8.

zog ihm entgegen, sein kleines Heer wurde aber von der Übermacht der Wilden umzingelt und bis auf den letzten Mann vernichtet. Mirambo erstürmte darauf einige der weniger gut befestigten Tambas, brannte mehrere Häuser nieder und raubte viel Vieh und 200 Elefantenzähne. Dann zog er befriedigt in sein Gebiet zurück.

Seit jener Zeit wurde ein vollständiger Guerillakrieg zwischen Mirambo und den Arabern geführt. Sie taten sich durch gelegentliche Räubereien gegenseitig so viel Abbruch wie sie konnten, den Hauptschaden hatten aber die Araber, deren Karawanen zum See nun immer unter Furcht und Zittern auf Schleichwegen ihrem Ziele zustreben mußten.

Nach zwei Wochen kam Bwana Nzige mit der Nachricht zurück, der Weg nach Tabora sei wegen der Feindschaft mit Mirambo schwer zu passieren, die Stammesgenossen in Ujiji läden Tippu Tip jedoch ein, möglichst bald zu ihnen zu kommen, um das nähere über den Weitermarsch persönlich zu beraten.

Tippu Tip entschloß sich, auf jeden Fall die Reise zu wagen. Er wollte die größere Menge seines Elfenbeins zurücklassen und hauptsächlich mit Bewaffneten reisen, unter deren Schutz er etwa einhundert Frasila zu eskortieren hoffte. Von Tabora aus wollte er dann neue bewaffnete Scharen nach Ujiji schicken, um das zurückgelassene Elfenbein sicher nachzuholen.

In Ujiji schickte er sich an, bei dem Wali Mwinyi Heri abzusteigen. Ein Araber namens Chalfan bin Muhamed lud ihn jedoch ein, zu ihm zu ziehen, und Tippu Tip leistete, nach dem er sich vergewissert hatte, daß das Stadtoberhaupt dies nicht übel nehmen würde, der Aufforderung Folge. Diese Begegnung mit dem ihm bis dahin unbekannten Stammesgenossen sollte unserm Helden, wie die Folgegeschichte lehren wird, später verhängnisvoll werden. Rumalisa — das ist der weitbekannte Spitzname des neuen Freundes — brachte Tippu Tip um einen großen Teil seines Vermögens.

Bald nach der Ankunft in Ujiji kamen aus Tabora neue Nachrichten, des Inhalts, daß jetzt der Weg friedlich sei. Tippu Tip änderte darauf seine Maßregeln dahin, gleich das gesamte Elfenbein mitzunehmen und damit auf dem nächsten Wege, durch Ruanda und Uvinza, nach der Stadt seines Vaters zu ziehen. Ihm schloß sich auch der Araber Salum bin Abdallah el Marhubi an, der vom Sultan zum Verwalter des Nachlasses des in Kassongo verstorbenen Said bin Ali ernannt worden war und daraufhin in Ujiji die nicht unbedeutenden Elfenbeinvorräte des Freundes ausgeliefert bekam.

Noch keinen Tagemarsch von Ujiji entfernt, sahen sich die Reisen-

den schon verschiedenen Feindseligkeiten der Waruanda ausgesetzt. Salum, der mit seinen Leuten etwas zurückgeblieben war, wurde von Schensis überfallen und gänzlich ausgeplündert. Mit Mühe rettete er das nackte Leben und langte kotbespritzt und abgerissen am späten Abend im Lager an. Auch zwei Leute Tippu Tips, die sich, um Holz zu holen, etwas vom Lagerplatze entfernt hatten, wurden totgeschlagen. Am nächsten Morgen wagten die Eingeborenen einen offenen Angriff, der jedoch siegreich abgeschlagen wurde.

Nun ging Tippu Tip seinerseits zur Offensive über. Er baute ein befestigtes Lager, von dem aus er Streifzüge in die umliegende Gegend unternahm. Die Landsleute aus Ujiji hatte er gleich am ersten Tage um Unterstützung, die auch bald eintraf, gebeten. Mit ihrer Hilfe wurde bald das ganze Land verwüstet und dem Einfluß unseres Helden derart unterworfen, daß er sich häuslich niederlassen und sein ganzes Elfenbein nachkommen lassen konnte.

Nach Verlauf einiger Monate suchte ihn sein ältester Sohn Sef auf. Ihn hatte er als kleinen Knaben in Zanzibar, wo er erzogen wurde, zurückgelassen. Jetzt war er mittlerweile 18 Jahre alt geworden und hatte sich einigen Geschäftsfreunden des Vaters, den Arabern Salum bin Omar el Wardi und Said bin Habib el Afifi zur ersten Handelsreise ins Innere angeschlossen. Er brachte eine große Anzahl Kanyamwesi mit sich, die Tippu Tip als Träger sehr willkommen waren und ihn in die Lage setzten, einen großen Teil seines Elfenbeins zu befördern.

Die Stammesgenossen in Ujiji sahen die Trennung nicht gern. Sie hatten an den Kriegszügen unter Tippu Tips stets siegreicher Führung Gefallen gefunden und hatten Angst, daß sie ohne den Nimbus seines allgefürchteten Namens den zahlreichen Schensis nicht gewachsen sein würden. Auf ihre Bitten überließ er ihnen 140 Gewehre mit den dazu gehörigen Kriegern, durch die Rumaliza und Mwinyi Heri Ruanda und Urungu zu terrorisieren gedachten. Tippu Tip tat es jedoch nur ungern und scheint mit den weiteren Kampfplänen nicht einverstanden gewesen zu sein. „Das sind die Leute, die immer Krieg führen möchten,“ schreibt er mißbilligend.

Sein Weg durch Urungu ging nicht auf Rosen. Es herrschte dort ein mächtiger Sultan Kasanura, der den Reisenden hohe Wegezölle abnötigte. Außerdem raubte er alle Sklaven, deren er irgend habhaft werden konnte, und Träger, die sich vom Lager wegwagten, wurden unweigerlich erschlagen.

Unser Held hätte diesen Schwierigkeiten gegenüber gern zu den Waffen gegriffen, die Klugheit hielt ihn jedoch zurück. Da er einen

großen Troß Träger und wenig Krieger bei sich hatte, wären eine Niederlage wahrscheinlich und die Verluste an Elfenbein unersetzlich gewesen. Seine Rachepläne auf eine spätere Zeit verschiebend, ließ er sich alle Unbilligkeiten gefallen und langte schließlich, wenn auch vielfach geschröpft, so doch wohlbehalten, in Tabora an.

In Ituru, dem gewohnten Quartier, stieg er ab. Nach langen Jahren sah er hier seinen alten Vater wieder, auch sein Stiefbruder Muhamed bin Masud war gerade anwesend. „Vierzehn Tage dauerten die Tänze, das Rinderschlachten und das Essen, es herrschte eine außerordentliche Freude.“

Von Tabora aus setzte sich Tippu Tip gleich wieder mit dem Sultan und seinem Bankier in Verbindung. Um in der Lage zu sein, das zurückgelassene Elfenbein sicher nachkommen zu lassen, bat er den ersteren, ihm eine größere Menge Pulver zu schicken. Umgehend kam die Antwort, der Sultan erlaube sich ihm zwanzig Zentner zu schicken, es werde ihm durch die Vermittelung des Taria Topan zugehen.

Als unser Held dieser Aussicht froh gerade zum Tanganika zurückkehren wollte, kam von dem gefürchteten Mirambo eine Botschaft mit Friedensanerbietungen an den alten Muhamed bin Juma. Er berief sich darauf, daß zwischen ihnen beiden doch nie Feindschaft bestanden habe, im Gegenteil seien sie seit Väterszeiten durch Freundschaftsbanden mit einander verknüpft; er, Mirambo, verehre Muhamed wie einen Vater und habe dies auch häufig genug zum Ausdruck gebracht. Gleich freundliche Gesinnungen habe er auch stets bei dem alten Muhamed vorausgesetzt, obwohl dieser naturgemäß ihnen mit Rücksicht auf die andern Araber, Mirambos geschworene Feinde, keinen Ausdruck verleihen dürfe. Jetzt habe er gehört, daß der Sohn seines Freundes Schwierigkeiten wegen des am Tanganika zurückgelassenen Elfenbeins habe. Er, Mirambo, würde ihm sicherlich keine Hindernisse in den Weg legen und bäte ihn, furchtlos durch sein Gebiet zu ziehen. Er freue sich, die Bekanntschaft des weitgereisten Karawanenführers zu machen.

Tippu Tip machte sich diese günstige Stimmung gern zu nutzen und sandte schnell einige Boten ab, um Mirambo seiner Freundschaft zu versichern. In dessen Stadt angekommen, fanden sie jedoch den Häuptling selbst nicht vor; er war gerade zu einem neuen Kriegszug gegen den Sultan von Tabora ausgezogen. Sein zurückgebliebener Bruder Tepanda Sharo nahm die Boten aber mit hohen Ehren auf und entließ sie reich beschenkt.

Die Kunde, daß Mirambo einen neuen Kriegszug unternommen hatte, erreichte bald die Araber in Tabora, sie wußten jedoch nicht,

[illegible] Kugel [illegible]
[illegible] Sohn abnahmen. Sie

sich jedoch später herausstellte, hatte es sich nicht um einen planmäßigen Angriff von Mirambo gehandelt, sondern einige seiner Leute, die sich raubenshalber von der Karawane getrennt hatten, hatten, nicht wissend, daß sie ihres Herrn Freund Tippu Tip schädigten, auf eigene Faust einen Freibeuterzug unternommen.

Nach einigen weiteren Tagemärschen gelangte Tippu Tip nach Uvinza, wo er jetzt seine Rache zu nehmen gedachte für die ihm während seines Durchmarsches angetane Unbill. Schon vorher hatte er Rumalisa angewiesen, ihm mit Unterstützung zur Hand zu sein. Wie er mit seinem alten Feind Kasanura abrechnete, hören wir am besten aus seinen eigenen Erzählungen:

„Wir entschlossen uns Krieg zu beginnen und den Sultan von Uwinza, Kasanura, zu schlagen. Dieser hat sich an einem Flusse angebaut, es sind dort fünf oder sechs Gräben, die eine Hälfte der Gräben auf der einen, die andere auf der andern Seite. Seine Stadt hat er gerade in der Mitte angelegt, er hat sie stark befestigt und ein Laufgraben umgiebt die Ortschaft. Hinter der ersten Befestigung hat er noch eine zweite gebaut, und innerhalb hat er noch lange Baumstämme aufgestellt. Den Zwischenraum (zwischen den einzelnen Befestigungen) hat er mit Sand ausgefüllt, daß keine Kugeln eindringen können. Auch hatte er Türme gebaut mit Schießscharten. Es war gar kein Angriffspunkt da. Wir wußten aber nicht, daß die Stadt dieser Art war und sandten Leute aus, um sie anzugreifen. Sie kamen hin und überschritten den ersten und zweiten und dritten Fluß. Das Wasser ging ihnen bis zum Gürtel oder eine Kleinigkeit weiter. Als sie sich der Boma näherten, hielten sich die Wavinza darin ruhig; als sie jedoch nahe an die Boma heran waren, wurden sie mit Schrot beschossen, und jene kamen heraus, und sie wurden zurückgetrieben und viele wurden erschlagen. Diejenigen, die zuerst zurückkamen, fragten wir: „Wie steht es dort?“ Sie antworteten uns: „Wir sind zurückgekommen, obgleich ihr es nicht hoffen durftet, die Anderen sind alle gefallen.“ Sie kamen zu zweien und dreien zurück und am Abend vermißten wir 46 Leute, die gefallen waren. Ihre Gewehre waren verloren gegangen, auch einige, die gerettet waren, hatten ihre Gewehre fortgeworfen, 30 Stück.

Wir warteten zwei Tage, am dritten entschloß ich mich aufzubrechen, wir selbst mit unserm Gut und unseren Frauen. Wir marschierten bis zum Fluß und schlugen dort unsere Zelte auf. Am nächsten Morgen durchschritten wir die Flüsse, und sie kamen heraus und es kam zu einem heftigen Kampf zwischen uns und sie zogen in ihre Festung zurück. Am nächsten Tage setzten wir mit unseren Lasten und unseren Leuten über und durchschritten alle drei Flüsse. Dann bauten wir

unsere Seite auf, denn unser Lager hatte keine Befestigung. Sie kamen öfter heraus, doch wir drängten sie zurück und sie flüchteten in ihre Boma. Jedes Mal fielen einige Leute, auf unserer und auf ihrer Seite. So blieben wir viele Tage, doch ihrer Boma war nicht beizukommen wegen der vielen Befestigungen, die sie hatte.

Und wir sandten heimlich Leute aus, um von Mirambo Unterstützung zu bitten. Doch Mirambo weigerte sich und sagte: „Hamed bin Muhammed ist mein Freund, ich kann euch nicht helfen." Und Mirambo setzte mich davon in Kenntnis. So waren [illegible] Monate vergangen. Der Kampf war immer heftiger geworden. Doch ihrer Boma war nicht beizukommen. Muhamed bin Sultan sagte mir: „Wollen wir nicht in den Laufgraben gehen und mit ihnen kämpfen?" Ich antwortete ihm: „Du verstehst nichts vom Kriege, du hast noch nirgends gekämpft! Wer in den Graben geht, kommt nicht wieder heraus, er findet sein Grab und der Angriff ist verpfuscht." Und ich hatte eine Menge Handwerker bei mir, Zimmerleute, zu denen sprach ich: „Macht mir Bretter zurecht, doch müssen sie aus schwerem Holze sein." Sie gingen fort und fanden über zehn Boote, die sehr groß und aus schwerem Holze waren. Sie schleppten sie herbei und schlugen sie auseinander. So gewannen wir lange Bretter. Diese Bretter nagelten wir zusammen und machten Räder darunter. Dann brachten wir dies Gestell an den Fluß und bauten andere Bretter weiter oben an, in der Absicht, daß diejenigen, die in den Türmen waren, die Leute innerhalb des Gerüstes nicht sehen sollten und wenn sie schossen, so drangen die Kugeln nur wenig in das Holz ein. Menschen wurden nicht verletzt. Und wir fällten noch Bäume, um den Bau zu befestigen. Als wir damit fertig waren, gingen wir hinein, wir selbst und unsere freien Sklaven. Während wir drinnen waren, zogen die Leute das Gerüst vorwärts, es ging auf Rädern. Wir hatten auch Schießscharten angebracht. Jene kamen heraus und bemühten sich, uns nahe zu kommen, konnten es jedoch nicht. So kamen wir schließlich unten am Laufgraben an. Nun wurden Baumstämme gebracht, um die Boma noch höher zu bauen, das Gerüst stand und wir arbeiteten bis in die Nacht. Dann waren wir höher als ihre Boma. Jetzt konnte niemand mehr ihre Boma verlassen. Und innerhalb waren die Häuser aus Gras gebaut. Wir zündeten sie während der Nacht an und sie flüchteten aus der Stadt und es wurden viele getötet und einige gefangen genommen. Und wir setzten einen anderen Sultan ein."

Tippu Tips Freude über den Sieg wurde durch die Nachricht gedämpft, daß sein alter Vater in Tabora gestorben war. Gleichzeitig kam jedoch von dort auch die frohe Kunde, daß das von Seyid Barg

hasch geschenkte Pulver inzwischen eingetroffen und durch Msabbah bin Niem, den neu ernannten Wali des Tanganikabezirkes, bereits weiter befördert war. So sah sich Tippu Tip in der Lage, all sein am See zurückgelassenes Elfenbein in absehbarer Zeit mitnehmen zu können.

Von seinem alten Reisegefährten Muhamed bin Said trennte er sich jedoch in Ujiji. Diesen zog es nach den Fleischtöpfen Manyemas zurück und unser Held übertrug ihm nicht ungern die Geschäfte im Lande. Er sandte an alle seine Untergebenen Instruktionsschreiben, sie sollten Bwana Nzige fürderhin als ihren Herrn anerkennen und ihm alles Elfenbein übergeben. Doch machte er zur Bedingung, daß der Freund vor seinem Abmarsch das Eintreffen der aus Tabora angekündigten Munition abwarten solle.

Als er selbst von Ujiji wegmarschieren wollte, bat ihn Rumalisa flehentlich, ihn mitzunehmen. Trotz seiner vielen Kriegszüge in Uvinza hatte dieser keine Seide gesponnen, im Gegenteil hatte er ein ganzes ihm anvertrautes Vermögen seines Verwandten Juma bin Abdallah durchgebracht. Letzterer, ein Freund unseres Reisenden, hatte diesen bereits mehrfach brieflich gebeten, ihm entweder seine Waren oder Rumalisa selbst zurückzuschaffen.

Einerseits aus Rücksicht auf den betrogenen Freund, andererseits voll Mitleid mit der hilflosen Lage Rumalisas, ließ sich Tippu Tip bestimmen, ihn auf seine Kosten zur Küste mitzunehmen.

Auch viele andere Araber hatten sich der Karawane angeschlossen, die durch das nunmehr botmäßige Uvinza ungefährdet marschierte. Schlimmer wurde es, als man in die Nähe von Usoki gelangte, hier wurde die alte Angst vor Mirambo bei den Arabern wieder rege. Seit Jahren hatte es sich eingebürgert, daß Karawanen nicht mehr den gewöhnlichen Weg durch bevölkerte Ortschaften nahmen, sondern sich auf nur Eingeweihten bekannten Schleichpfaden durch die Steppe schlugen. Besondern Ruhm als Wegweiser genoß ein Mnyamwesi Katutuvira. Er kannte jedes Wasserloch in der Wildnis und verdiente als Führer der sich vor Mirambo versteckenden Handelszüge ein schönes Stück Geld.

Trotzdem auch unsere Reisenden sich des vielbegehrten Pfadfinders versichert hatten, liefen sie doch Mirambo geradewegs in die Arme. Von dem am Nachmittag erreichten Wasserplatze hatten sich wie gewöhnlich einige unstäte Träger entfernt; in dem Bestreben, in der Steppe Honig zn suchen, hatten sie sich etwas weiter als ratsam vom Lager weggewagt und sahen sich plötzlich dem Vortrupp eines Heeres des gefürchteten Häuptlings gegenüber. Vier wurden gefangen genommen, und die übrigen eilten mit der Schreckensbotschaft „Mirambo

[illegible]" und [illegible] zurück. Hier wurde inzwischen alles zur Verteidigung vorbereitet, aber kaum hatte man begonnen, [illegible] zur Umwallung [illegible] kamen [illegible] die [illegible] herunter [illegible] und meldeten [illegible] von [illegible] alter Freundschaft [illegible] Mirambos [illegible] geschickten. Als diese erfahren hatten, [illegible] gehörten zu Tippu Tip, hätten [illegible] sofort als Freunde behandelt und [illegible]. [illegible] hätte ihnen wenigstens verboten [illegible] oder einem [illegible] etwas zu Leide zu tun.

Bald darauf kamen aber auch Abgesandte Mirambos und brachten mit den Arabern Grüße und Geschenke aus. Im andern Morgen [illegible] Tippu Tip die ganze Karawane [illegible] sich vorüberziehen; es war ein stattliches Heer, das an einem folgenden [illegible] [illegible].

Ohne weitere Abenteuer gelangte der Reisende nach Tabora. Da er aber seinen alten Vater nicht mehr vorfand, [illegible] Seine Stiefmutter [illegible] nahm ihn aber mit hohen Ehren auf und [illegible] alle Achtung, die er der Gattin seines verstorbenen Vaters schuldete. Hatte dieser sie ihm doch noch kurz vor seinem Tode warm ans Herz gelegt mit den [illegible] Worten: „Der Mensch kennt nicht die Stunde seines Todes. Wenn ich sterbe, so [illegible] deiner Mutter [illegible]. Der Tochter [illegible] [illegible] mit beiden Augen. [illegible] du weißt, daß ich mit dir zufrieden bin [illegible]." Und er hatte geantwortet: „So Gott will, wird sie es noch besser haben, als zu deinen Lebzeiten."

Muhamed bin Massud hatte sich inzwischen dadurch nützlich gemacht, daß er alles in Tabora aufgespeicherte Elfenbein zur Küste befördert hatte. Es blieb daher nur noch der erst vom Tanganika mitgebrachte Rest zu versenden. Da gerade die Zeit zum Bestellen der Felder war, Träger daher nicht zu bekommen waren, beschloß Tippu Tip vorläufig ohne Lasten weiter zu gehen und die Sorge für das Elfenbein seinem Bruder zu überlassen.

Seine Reisepläne wurden jedoch durch eine neue Einladung Mirambos durchkreuzt. Entweder solle er selbst kommen oder seinen Sohn Sef als Besuch schicken. Tippu Tip beschloß das letztere. [illegible] aber bei den Arabern in Tabora auf Widerstand. Sie glaubten nicht an die friedlichen Absichten ihres alten Feindes und [illegible]. Sef würde sicherlich totgeschlagen werden. Tippu Tip antwortete ihnen in einer überlegenen Weise: „Dann schadet es auch nichts."

Er hatte gerade eine größere Karawane bereit, die nach [illegible] ziehen sollte. Sie ließ er nun den Weg durch Urambo nehmen. Der junge Sef, mit Geschenken an den Häuptling reich ausgestattet, schloß sich ihr an. Seine Aufnahme in Mirambos Staat war, denn man [illegible] glauben darf, überaus glänzend.

Die Araber waren wütend, daß Tippu Tip sich so freundschaftlich mit ihrem Feinde stellte. Sie waren von blindem Haß gegen Mirambo, der ihnen oft genug böse mitgespielt hatte, beseelt und wollten, wenngleich ein friedliches Zusammenleben auch in ihrem Interesse gelegen hätte, von einem Paktieren mit dem frechen Heiden nichts wissen. Während sie wie ihre Väter und Brüder in jahrlanger Fehde mit ihm Leben und Gut aufs Spiel gesetzt hatten, war Tippu Tip in Maryema seinen selbstsüchtigen Geschäften nachgegangen; er wußte nichts von dem gerechten Haß, den der Verlust kriegsgefallener Anverwandter, die Beraubung reicher Karawanen, die Ermordung unzähliger Sklaven in ihren Herzen groß gezogen hatten. Nur weil es ihm jetzt paßte, sollten sie auf ihr höchstes Gut, die Rache, verzichten! Nun, sie dankten dafür, aus seinen Händen einen Frieden zu nehmen, den sie nicht wollten, und sie scheuten vor keinem Mittel zurück, die Verbindungsabsichten zu Schanden zu machen.

Nachdem sie vergeblich versucht hatten, Sef und seine Leute durch unglückliche Prophezeiungen von dem Zuge zurückzuhalten, ersannen sie eine schauderhafte List, um ihn samt seiner Karawane dem Untergang zu weihen.

Sie sandten zehn als Küstenleute verkleidete Wanyamwesi zu Mirambo und ließem ihm sagen, Sejjid Barghasch hätte zur Unterstützung der Araber von der Küste ein großes Heer entsandt und werde ihn mit überlegenen Kräften demnächst angreifen. Sie, die zehn Leute, hätten sich unterwegs geflüchtet, um ihn rechtzeitig zu warnen. Ihr ganzes Auftreten, Anzug wie Benehmen, war so hergerichtet, daß die Worte Glauben finden konnten. „Sie sahen aus wie Leute, die von einer Reise kommen."

Die Araber hatten gehofft, Mirambo würde sich, sobald er diese Nachricht bekäme, sofort des jungen Sef bemächtigen und ihn, wenn nicht gleich töten, zum mindesten solange als Geisel behalten, daß eine spätere Versöhnung ausgeschlossen sei. Dieser ließ sich jedoch nicht ohne weiteres täuschen. Er erzählte Tippu Tips Sohn, was ihm hinterbracht worden, fügte jedoch hinzu, er glaube die Geschichte nicht. Weit davon entfernt, seinen Gastfreunden einen Schaden zu tun, war er nur darauf bedacht, daß ihnen aus den Erzählungen keine Unannehmlichkeiten erwüchsen. Er bat Sef, die anderen Araber zu veranlassen, mit ihren Karawanen abzuziehen, denn sobald die Geschichte weiter bekannt würde, würden ihre Wanyamwesi Angst bekommen und nach Tabora zurückkehren. Sie hätten alsdann keine Träger mehr und würden große Verluste erleiden.

Dem Vorschlag leisteten die Araber Folge und auch Sef kehrte nach einigen Tagen reich beschenkt zur Heimatsstadt zurück.

[illegible] den Tagen, als der Mirambo einen [illegible] abstattete, war auch der von der Westküste kommende Wissmann Gast des gefürchteten Häuptlings. Er schildert Mirambo als einen Mann von hohem schlanken Wuchs, ruhigen [illegible] Gesichtszügen und [illegible] Sprache. Sein ganzes Auftreten [illegible] nicht [illegible]. [illegible] er selbst war nur dem [illegible] jahrzehnt [illegible] von Arabern und [illegible] von Eingeborenen [illegible]. Mirambo bot dem [illegible] Reisenden [illegible] Unterkunft. [illegible] Gewehre. [illegible] Pulvervorrat und [illegible] zählte Mengen von [illegible] Bogen und Pfeilen [illegible]. Durch Wissmann [illegible] als [illegible]. [illegible] es war der [illegible] August 1882. Der [illegible] Reisende [illegible] Tippu Tibs Sohn als [illegible] jungen Mann von [illegible] Auftreten. Sein [illegible] wurde [illegible] einen [illegible] Blick und [illegible] hat [illegible] Wissmann später [illegible] eines [illegible] Wesens gegeben. Tippu Tib [illegible] Liebe zu seinem [illegible] Streiten und [illegible] späten [illegible] Tod. [illegible] später hören werden, [illegible] verwunden.

Die näheren Umstände, unter denen Tippu Tibs [illegible] gesandt wurde, schildert Wissman [illegible]. Er [illegible] Wunsch [illegible] zu machen. [illegible] von unserem Helden ausgegangen. [illegible] die Route durch Uniama infolge einer ständigen Kriegslage [illegible] worden, [illegible] mit [illegible] Gütern beladenen Karawanen sich den Weg durch Mirambos Gebiet [illegible] wollen. [illegible] sahe sich [illegible] gegenüber als den [illegible] und [illegible] Sohn des berühmten Reisenden war [illegible] [illegible] als einen mit einem [illegible] kommenden [illegible].

Man tritt dem damaligen Reichskommissar wohl [illegible] wenn man in Zweifel zu ziehen wagt, ob er [illegible] als ein völlig Fremder dem Westen [illegible] Verhältnisse gehabt hat. Für Tippu Tibs Angabe, daß Mirambo den Frieden ersehnte, spricht noch manches. Er hatte, wie Wissmann [illegible] anerkennt, große Elfenbeinvorräte, die er gegen den Willen der Araber nicht verwerten konnte. [illegible] Mittel [illegible] einer [illegible] lichen Überlegenheit, seine Karawanen durch den Bannkreis der [illegible] boraleute zu führen. So blieb es doch immer [illegible], das Elfenbein an der Küste an den Mann zu bringen. Der [illegible] Bundesgenosse aber der Taboraaraber war der Sultan von Sansibar [illegible] konnte jederzeit die glücklich bis zur See gekommenen Schätze [illegible]

*) Wissmann: Unter deutscher Flagge quer durch Afrika. Berlin 1889. Kapitel.

Kriegsentschädigung für seine Untertanen mit Beschlag belegen und dann war alle Mühe, die Karawanen soweit zu senden, vergeblich gewesen.

Wissmann erwähnt auch später selbst, daß Mirambo durchaus den Wunsch hegte, mit Sejjid Barghasch Frieden zu machen. Und an wen hätte er sich besser wenden können als an Tippu Tip, mit dem er durch Familienerinnerungen verbunden war, der, da er während der Hauptkämpfe fern gewesen, keinen persönlichen Groll gegen ihn hegte und mit Rücksicht auf seine beträchtlichen Karawanen nur Vorteil in einem friedlichen Nebeneinanderleben finden konnte! Vielleicht hat Wissman doch der Herrscherwürde, mit der der mächtige Sultan einem Araberjüngling entgegentrat, etwas zu viel Bedeutung beigelegt. Jedenfalls lag es in beider Interesse, Frieden zu machen, und es war nur natürlich, daß beide ihr bestes taten, ihn schließlich zu erreichen.

Auch von jener Legende über das angeblich von Sejjid Barghasch entsandte Heer erzählt Wissmann, freilich in etwas veränderter Form.

Durch Sef erfuhr er, daß dessen Vater baldigst nach Zanzibar reisen wollte. Da er nur mit wenigen Leuten marschierte und auf dem Wege nach Tanganika zu seinem Leidwesen erfahren hatte, welchen Fährlichkeiten eine ungenügend bewaffnete Karawane ausgesetzt war, beschloß er, sich dem Araberhäuptling auf dem Weitermarsch zur Küste anzuschließen.

Am 5. September langte er in Tabora an und stieg in dem katholischen Missionsgebäude, einer großen Tamba mit geräumiger Veranda ab. Im Jahre vorher hatten sich die weißen Väter der algerischen Mission hier niedergelassen und hatten der Umgegend bereits viel von ihrem Stempel aufgedrückt. Wissmann hatte hier Gelegenheit zu beobachten, daß im Gegensatz zu den evangelischen Missionen, die sich vorwiegend der Lehrtätigkeit widmen, die katholischen Missionen der praktischen Erziehung zur Kultur mehr Bedeutung beilegen. Mit geringen Mitteln hatten sie sich vorzüglich eingerichtet, Gartenbau, Feldwirtschaft und Viehzucht blühten unter ihrer Leitung. Mit der in der Wildnis üblichen herzerquickenden Gastfreundschaft wurde er willkommen geheißen.

Zwei Tage später machte er Tippu Tip, dem er einen Empfehlungsbrief seines Sohnes übergab, in seiner Stadt Ituru einen Besuch. Er schildert ihn zutreffend als „einen Mann von etwa 45 Jahren und ganz schwarzer Gesichtsfarbe, obwohl sein Vater ein reiner Araber war. Ein wenig stark, ist er in seinen Bewegungen sehr lebhaft, gewandt und höflich, bestimmt in seinen Gesten, hat jedoch wie sein Sohn oft etwas Beobachtendes und Lauerndes und scheint gern zu spötteln.“

Diese Lust zum Spötteln, die Wissmann bei dem kurzen Besuch gleich aufgefallen ist, ist in der Tat ein besonderer Zug unseres Helden, den er bis auf seine alten Tage beibehalten hat. Die Angabe, Tippu Tips Vater sei ein reiner Araber gewesen, ist, wie aus dem zweiten Kapitel erinnerlich, irrig.

Wissmann erzählte zunächst von seiner Reise, auf der er vielfach mit Tippu Tips Leuten zusammen gekommen und überall gut von ihnen behandelt worden war. Alsdann trug er seinen Wunsch vor, der Scheich möge ihn mit zur Küste nehmen und ihm die für die Reise nötigen Waren vorstrecken. Dieser ging darauf ein und als Tag des gemeinsamen Aufbruchs wurde der 27. September festgesetzt.

So wohlbewaffnet die Karawane auch war, konnte sie sich doch in Ugogo zahlreicher Erpressungsversuche seitens der Eingeborenen nicht erwehren. Im Lande war große Dürre und die wenigen Wasserlöcher wurden eifersüchtig bewacht, ihre Benutzung ward stets erst nach Bezahlung eines beträchtlichen Hongos freigegeben. Zum Unglück brachen im Heer noch die Pocken aus, die täglich mehrere Opfer forderten und den Führer zu besonderer Gefügigkeit zwangen.

Beide Reisende erzählen von diesen Unbilden. Tippu Tip benutzt die Gelegenheit, um sich einmal wieder als selbstlosen Engel hinzustellen. Er sagt, die Wagogo hätten es mit ihren Hongoforderungen nur auf den Christen abgesehen gehabt, um Herrn Wissmann aber Unannehmlichkeiten zu sparen, hätte er selbst alles, ohne weitere Worte zu verlieren, aus eigener Tasche bezahlt.

Nach einem letzten schlechten Marsche durch die trostlose Marenga Mkali wurde Ende Oktober Mpapwa erreicht. Wissmann, der mit einem kleinen Trupp vorausmarschiert war, langte wohlbehalten zuerst an, Tippu Tips Karawane wurde unterwegs noch von Räubern überfallen und erlitt erhebliche Verluste an Gut und Menschenleben.

In Mpapwa trennten sich die Wege. Wissmann ging die nördliche Straße über Mamboje und erreichte bei Saadaei am 15. November die Küste. Er hatte damit, wie er stolz am Ende seiner Reisebeschreibung hervorheben darf, die erste Durchquerung des Kontinents unter deutscher Flagge ruhmreich zu Ende geführt. Er war überhaupt der erste gewesen, der die von Cameron und Stanley vorgezogenen Pfade von Westen nach Osten verfolgt hatte. Und wenn etwas für die Berechtigung von Tippu Tips Lebensbeschreibung spricht, so dürfte es die Tatsache sein, daß allen diesen drei ersten Durchquerern er der getreue, am Erfolge nicht zum geringsten beteiligte Wegführer war.

Elftes Kapitel

Neue Reise bis zu den Stanleyfällen.

Mene, mene, tekel, upharsin.
Daniel 5 v. 25.

Inhalt: Wieder in Zanzibar. Vorschläge des belgischen Reisenden. Verhandlungen mit dem Sultan und dem englischen Generalkonsul. Rückmarsch nach Tabora. Freundschaft Mirambos. Wieder in Utetera. Besuch bei Kassongo Kirombo. Der abtrünnige Juma Merikani. Kunga Arabers Schreckensherrschaft. Stanley Falls. Die Gründung des Kongostaats. Kongoakte. Expedition zum Lumami. Briefe des Sultans.

Tippu Tip marschierte durch Usagara nach Bagamoyo, wo er seine Lasten bei dem damaligen Agenten Taria Topans, dem später in Zanzibar zu Reichtum und hohem Ansehen gelangten Inder Jan Muhamed Haassaj, hinterlegte. Noch am selben Tage fuhr er auf einer Dhau nach Zanzibar weiter und langte am 9. Muharram 1300 (21. November 1882) in seiner Heimatstadt an.

Obwohl er erst gegen 10 Uhr abends landete, suchte er gleich seinen Kreditgeber auf, der durch den vorausgesandten Rumalija bereits wußte, daß Tippu Tip demnächst kommen würde. Der Inder überraschte ihn mit der Frage, ob er Lust habe, Wali von Tabora zu werden, der bisherige Statthalter Abdallah bin Nasib sei abberufen worden. Unser Reisender erwiderte lächelnd, er sei König eines viel größeren Landes als das ganze Taboragebiet und sei selbst in der Lage, sich verschiedene Walis zu halten. Taria antwortete, Sejjid Barghasch gehe jedenfalls mit dem Gedanken um, ihm den Posten in Tabora anzubieten, und würde sich in seinem Sultansstolz sicher beleidigt fühlen, wenn er das Anerbieten glattweg ausschlüge. Er solle wenigstens anfänglich so tun, als ob er den Vorschlag in Erwägung zöge.

Am nächsten Morgen ging er wieder zu Taria und traf dort einen Belgier, der ihm vorschlug, gemeinsam mit ihm eine Reise nach Manyema zu unternehmen. Er, der Belgier, wollte Gewehre und Munition liefern, Tippu Tip sollte ihm die nötigen Träger stellen. Die Erträgnisse der Reise sollten zu gleichen Teilen verteilt werden

Tippu Tip erwiderte, er sei ein Untertan des Sultans von Zanzibar, dem selbstverständlich auch seine andern Gebiete unterständen. Wenn dieser seine Einwilligung gebe, so wolle er sich die Sache überlegen. Der Belgier machte ihm Gegenvorstellungen, er sei alleiniger Herrscher im Manyamaland und der Sultan habe ihm garnichts zu befehlen. Tippu Tip blieb aber dabei, daß er ohne die Sanktion des Sultans nichts unternehmen werde.

Noch an demselben Morgen machte er dann dem ihm bisher noch unbekannten Sejjid Barghasch seinen Besuch. Er mußte ihm viel von seinen Erfolgen in Westafrika berichten und erzählte im Anschluß daran auch von dem Vorschlag des Belgiers. Barghasch antwortete darauf, er habe eigentlich im Sinne gehabt, ihn zum Wali von Tabora zu machen; nach dem, was er aber von seinem Einfluß im Wanyamaland und den Plänen des Europäers höre, halte er es aber für ratsamer, daß Tippu Tip schleunigst nach seinen Gebieten zurückkehre, um sie nicht den Gelüsten des abendländischen Reisenden preiszugeben. Tippu Tip bat wenigstens so lange um Aufschub, bis sein sämtliches Elfenbein aus Tabora eingetroffen sei, der Sultan drang jedoch auf schleunige Abreise.

Immerhin fand unser Held bei dem gewohnten arabischen Schlendrian bald Gründe genug, noch eine längere Zeit in Zanzibar zu verweilen.

Da kam erstens nach einigen Tagen Wissmann an, mit dem abgerechnet werden mußte. Tippu Tip sagt, er hätte ihm die vorgeschossenen Waren nur zum Selbstkostenpreis berechnet und über die in Ugogo für ihn gezahlten Wegezölle gänzlich geschwiegen.

Ferner hatte unser Reisender Verhandlungen mit dem ihm von früher her bekannten englischen Generalkonsul Sir John Kirk zu pflegen. Diesen interessierten besonders die Verhältnisse in Ugogo, dessen Einwohner durch ihre regelmäßigen, gegen durchziehende Karawanen verübten Erpressungen schon vielfache Beschwerden auf sich gezogen hatten. Er schlug Tippu Tip vor, mit Barghasch Mittel zu ersinnen, um das Land ganz seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Hätte der Sultan diesen Wink befolgt, hätte er — was damals leicht möglich gewesen wäre — die Straßen nach Ugogo durch ausreichende Militärstationen gesichert und in das Land selbst größere Truppenmassen geworfen, so wäre er gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um dem Verlust seines großen afrikanischen Besitzes vorzubeugen. Als zwei Jahre später die Häuptlinge der zwischen Ugogo und der Küste liegenden Gebiete sich der deutschen Schutzherrschaft unterwarfen, da mußte des Sultans Protest ungehört verhallen, weil er nicht nachweisen konnte, daß er in jenen Ländern je tatsächliche Hoheitsrechte ausgeübt hatte.

Sijjid Barghasch hatte jedoch von jeher viel weniger Sinn für die Ausbreitung seines politischen Einflusses als für kaufmännische Unternehmungen. Diese Beobachtung machte zur selben Zeit auch Wissmann, als er, in Zanzibar angekommen, dem Sultan pflichtschuldigst seinen Besuch abstattete. Dieser hatte, ungebildet wie noch heute alle Omanaraber, keine Vorstellung von den ungeheuren Gebieten, die seine Untertanen bereist und in seinem Namen unterworfen hatten. Und als Wissmann ihm von den vielen Ländern, durch die er selbst gezogen war, erzählte, interessierte ihn nur die Frage, ob es dort viel Gold und Silber gäbe. Als Wissmann dies verneinte und nicht einmal über das Vorhandensein von Kohle befriedigende Auskunft geben konnte, war die Teilnahme des Sultans zu Ende. Weitere Gesichtspunkte gab es für ihn nicht.

Jetzt war sein Denken nur darauf konzentriert, die von Tippu Tip wegen ihres Reichtums an Elfenbein und Sklaven belobten Gebiete kaufmännisch auszubeuten und er versuchte, unter Verkennung der politischen Notwendigkeit, sich den Weg zu ihnen unter allen Umständen freizuhalten, in erster Linie, dem Handel seiner Untertanen in den neuen Ländern das Monopol zu sichern.

Entsprechend der damaligen Machtvollkommenheit eines damaligen Sultans erließ er das hauptsächlich gegen den Belgier gerichtete Verbot, niemand dürfe Träger anwerben, bis Hamed bin Muhamed genügend ausgerüstet sei. Taria mußte ihm wieder einen unbeschränkten Kredit eröffnen und tat es diesmal, nachdem die erste Spekulation bei den Erfolgen Tippu Tips so gut abgelaufen war, warscheinlich nicht ungern. Persönlich überhäufte der Sultan den ruhmreichen Reisenden mit vielen Beweisen seiner Gunst. Er schenkte ihm 2000 Rupie in Beo, reiche Kleiderstoffe und was sonst noch das Herz des Orientalen erfreut, wohlriechende Parfüms, reichgezierte Waffen, eine goldene Uhr und einen Diamantring.

Auf die neue Reise nahm Tippu Tip wieder seinen neugewonnenen Freund Rumalisa mit. Dieser hatte zwar auf eigene Rechnung Handel treiben wollen, hatte aber, wie der Autobiograph mit Bezug auf die später zwischen ihnen entstandene Feindschaft hämisch hervorhebt, von niemand einen Pfennig geborgt bekommen. Auch Rumalisas Bruder Nasor wurde als Begleiter mitgenommen.

In Tabora fand unser Held Briefe seines Vetters Bwana Nzige vor. Er klagte, die Leute in Manyema seien aufsässig geworden und er selbst fühle sich machtlos ihnen gegenüber. Wenn Tippu Tip nicht schleunigst käme, setze er sich schweren Verlusten aus, denn es liege viel Elfenbein für ihn bereit.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] selbst [illegible] zu [illegible]. [illegible]
[illegible] dem [illegible] selbst zu seinen Kreisen nehmen und [illegible]
Gelegenheit, das Land zu verlaufen. [illegible]
den Mann gebracht hätte.

Was dem Zug den Boden [illegible], [illegible]
Gatten sich [illegible] hatte, selbst einige [illegible]
[illegible] übergeben worden waren, [illegible]
können. Das gab unserem Freund einen [illegible]
[illegible] neue Land [illegible].

Auf dem Wege dahin machte er noch vorteilhafte Handelsgeschäfte in Ukosi. In welcher Weise er seinem Tageswerke nachging, verschweigt er zwar in seiner Biographie, er sagt nur bezeichnend genug, alle Schensis seien, sobald er nahte, weggelaufen und hätten ihm den neuen Spitznamen Mkangwansara gegeben. Die Bedeutung des Namens soll gewesen sein: Er fürchtet sich vor nichts, höchstens hat er Angst, daß er mit seinen Leuten nicht genug Nahrungsmittel finden könne.

Das Land war reich an Kupfer. In sechs Tagen „erwarb" er 700 Frasila. In nördlicher Richtung zog er weiter durch dichtbevölkerte Ortschaften und langte schließlich in der Hauptstadt des Kasongo Karombo an. In der Residenz fand er etwa 3000 erwachsene Leute, die sämtlich betrunken waren. Nur einen Muhamedaner traf er, einen jungen Mann von der Küste, Namens Musa. Sein Freund Juma befand sich unter den Betrunkenen, ihn zählt unser Reisender als Glaubensgenossen daher nicht mit. Mühsam schleppte sich der alte Sünder vor die Barasa seines Hauses, um den Erretter zu bewillkommnen. Die Begrüßung fand aber dadurch einen jähen Abschluß, daß Juma alsbald in einen bleiernen Schlaf verfiel.

Als der abtrünnige Freund am nächsten Morgen nüchtern geworden war, hatte Tippu Tip mit dem Sultan eine höchst kategorische Unterredung, die zum Erfolge hatte, daß er nicht nur alle geraubten Waren auslieferte, sondern noch obendrein zehn Elfenbeinzähne als Sühne schenkte.

Tippu Tips Aufgabe war damit erledigt. Juma Merikani, der noch verschiedene Geschäfte in der Schambe hatte, konnte jedoch so schnell noch nicht abkommen. Er bat den Freund, vorläufig allein zu reisen, vorher aber noch allen seinen Einfluß aufzubieten, damit seiner späteren Abreise keine Hindernisse in den Weg gelegt würden.

Nachdem auch das in hinreichender Weise sichergestellt war, brach Tippu Tip auf. Während seines Rückmarsches hatte er Gelegenheit zu merkwürdigen Kulturstudien. Er traf fast in jeder Ortschaft Leute mit abgeschnittenen Ohren und Nasen. Die Verstümmelungen waren ihnen von Rungu Kabare zugefügt, einem Sultan, dem einst ganz Urua botmäßig gewesen war. Um seiner Macht äußeren Ausdruck zu verleihen, hatte er je nach Gerechtigkeit und Laune seine Untertanen so zugerichtet. Er war weit bis zum Osten hin unumschränkter Herrscher gewesen und hätte, wie Tippu Tip meint, selbst Ujiji und Tabora unsicher gemacht, wenn nicht der große Tanganikasee seinem Vordringen Einhalt geboten hätte.

Bei seinen Kriegszügen benutzte er seine zugestutzten Landeskinder als Schreckgespenste. Er stellte sie in die vordersten Schlachtreihen und

sobald die Feinde die ohren- und nasenlosen Vorkämpfer erblickten, bekamen sie solche Angst, daß sie schleunigst die Flucht ergriffen.

Nach Kungu Kabare's Tode war sein Sohn Kasongo Kuschia sein Nachfolger geworden. Er wußte sich jedoch die Macht des Vaters nicht zu erhalten. Zwischen den einzelnen Nachkommen entstanden viele Streitigkeiten, die das vorher mächtige Reich bald zersplitterten.

Durch die Provinz Ngongo's, der nach wie vor ein treuer und tüchtig zahlender Untertan seines Herrn geblieben war, zog Tippu Tip nach Nyangwe zurück. Er hielt sich hier nur einen Monat auf und marschierte dann weiter stromabwärts zu den sogenannten Stanleyfällen, wo als ihren äußersten östlichen Stützpunkt die „Internationale Gesellschaft des Kongo“ inzwischen eine befestigte Station angelegt hatte.

Es ist hier der Platz, eine kurze Schilderung der Ereignisse zu geben, die zur Gründung des unabhängigen Kongostaates geführt haben:

Im September 1876 berief der König der Belgier eine „Internationale Konferenz zur Beratung der Mittel für die planvolle Erforschung Afrikas“ nach Brüssel. Zu der Versammlung waren die Präsidenten aller größeren geographischen Gesellschaften geladen und sie wurde von Vertretern fast sämtlicher europäischer Staaten beschickt. Der König, der selbst in seinem Schlosse die Konferenz eröffnete, schlug vor, eine internationale Gesellschaft zur Erforschung und Zivilisierung von Zentralafrika zu gründen. Der Vorschlag fand begeisterte Aufnahme und im Anschluß an diese so geschaffene Association Internationale Africaine bildeten sich in den beteiligten Staaten zahlreiche Nationalkomitees mit dem Ziele, die kolonialen Bestrebungen der einzelnen Länder zu zentralisieren und im Einklang mit den von der internationalen Vereinigung angenommenen Prinzipien zu fördern. Als leitende Gesichtspunkte wurden festgesetzt die wissenschaftliche Erforschung nach einheitlichem Plan, Eröffnung von Verkehrswegen, auf denen Handel und Gesittung in das Innere dringen kann, und die Ausfindung von Mitteln zur Unterdrückung der Sklaverei. Zur Durchführung dieser Bestrebungen sollten nach Möglichkeit Stationen begründet werden, die das ihnen zugängliche Gebiet wissenschaftlich beobachten und durchziehenden Reisenden Gastfreundschaft gewähren sollten.

Das Interesse, das der dunkle Erdteil schon seit einiger Zeit in weitesten Kreisen genossen hatte, steigerte sich zu allgemeiner Begeisterung, als im August 1877 Stanley von seiner erfolgreichen Afrikadurchquerung zurückkam und Wunder berichtete von dem angeblichen Reichtum der von ihm durchzogenen Gebiete. Nach seinem beispiellosen Erfolge erschien er als der geeignete Mann für die Bestrebungen der Association Internationale Africaine. Nachdem sein Versuch, die von ihm entdec-

Länder mit Hilfe englischen Kapitals kaufmännisch auszubeuten, an der Zurückhaltung der Geldleute, die außer glänzenden Schilderungen auch tatsächliche Unterlagen verlangten, gescheitert war, knüpfte Stanley 1878 in Brüssel Verhandlungen an. Diese führten dazu, daß unter dem Vorsitz des Königs Leopold ein Comité d'Etudes du Haut Congo gegründet wurde, in dessen Auftrage Stanley eine mit großartigsten Mitteln angelegte Expedition unternahm. Die Ausrüstungsgegenstände, darunter ein Damfbot von 25 t, vier Barkassen, viele Bote und Leichter wurden mit besonderem Dampfer nach der Kongomündung gesandt, Stanley selbst reiste zunächst nach Zanzibar, um dort die nötigen Leute anzuwerben.

Am 21. August 1879 ging die Expedition den Kongo aufwärts. Wie es aber oft geht, der erfolgreiche Entdeckungsreisende erwies sich nicht als geschickter Organisator. Es wurden zwar in der Gegend des unteren Kongo eine Anzahl Stationen angelegt, alle Unternehmen verschlangen aber ungeheure Kosten und von den reichen Schätzen, die das Land bieten sollte, war in der Heimat nicht das Geringste zu verspüren. Auch die idealen Ziele der Association Internationale, unter deren Panier das Unternehmen ins Leben gerufen war, wurden in keiner sichtbaren Weise gefördert.

Schon begann man in Brüssel recht ungeduldig zu werden, da gelang es Stanley nochmals bei einem persönlichen Aufenthalt in Belgien Stimmung für seine Tätigkeit zu machen und wenn auch nicht alle seine weitgehenden Forderungen bewilligt wurden, so wurden ihm doch von neuem recht reiche Mittel zur Verfügung gestellt.

Ende 1882 kehrte er zum Kongo zurück. Da die idealen Bestrebungen nicht mehr rechten Eindruck machten und die geschäftlichen Versuche vorderhand keinen Erfolg versprachen, wurde jetzt, um der staunenden Welt wenigstens etwas zu zeigen, das Schwergewicht auf politische Eroberungen gelegt. Von den verschiedenen Häuptlingen wurden Hoheitsrechte erworben und die neugeschaffenen Stationen wuchsen wie Pilze aus der Erde. Bis zu den Stanleyfällen zählte man deren über vierzig. Ihre Anlage hatte freilich 15 Millionen Frank gekostet und nach kurzer Zeit wurden sie alle bis auf wenige wieder aufgegeben.

Mitte 1884 kehrte Stanley wieder nach Europa zurück, abgelöst wurde er in der Oberleitung der belgischen Unternehmungen durch den englischen Obersten Sir Francis de Winton.

Bald darauf erhielten die in Centralafrika gewonnenen Gebiete ihre politische Gestalt. Es wurde aus ihnen der Kongofreistaat (Etat pendant du Congo) geschaffen. König Leopold II. wurde mit

Genehmigung der belgischen Kammern das Haupt dieses neuen Staatswesens, das am 13. Juli 1885 in Banana feierlich proklamiert wurde.

Kurz vorher hatte in Berlin die sogenannte Kongokonferenz getagt, deren in den Tagen vom 15. November 1884 bis zum 26. Februar 1885 beratene Generalakte Bestimmungen über die Handelsfreiheit im Kongobecken und den Nachbargebieten, die Einschränkung des Sklavenhandels, Neutralität des Freihandelsgebiets, Schiffahrt auf Kongo und Niger sowie über die Grundsätze zukünftiger Besitzergreifungen in Afrika gaben.

Die äußerste von den Belgiern begründete Station war, wie gesagt, Stanley Fälle, die Tippu Tip jetzt besuchte. Von hier aus sandte er zwanzig große Karawanen aus, die das jetzt schon weiter erschlossene Land bereisen sollten. Die meisten waren auch von Erfolg begünstigt, die größte von ihnen, geführt von dem Araber Salum bin Muhamed, wurde jedoch fast gänzlich aufgerieben. Sie zog den Aruwimi flußaufwärts und wurde dort, als sie sich in einer verlassenen Ortschaft häuslich niederließ, von den nächtlich zurückkehrenden Einwohnenden überfallen, fast bis auf den letzten Mann niedergemacht und aufgefressen. Dieses unerfreuliche Abenteuer sollte im späteren Leben unseres Helden, wie wir sehen werden, noch ein verhängnisvolles Nachspiel haben.

Während Tippu Tip sich in diesen von Tag zu Tag mehr der belgischen Herrschaft zufallenden Gebieten aufhielt, erhielt er von Sejjid Barghasch dringende Briefe, er möge doch alle Mittel in Bewegung setzen das Land seinem Einflusse zu erhalten. Tippu Tip antwortete, ohne Waffen und Munition sei er selbst machtlos, wenn der Sultan wolle, daß er etwas für ihn tun solle, möge er ihn zunächst mit dem nötigen Kriegsmaterial versehen. Darauf rief ihn Barghasch zurück, um die Lage in Manyemaland persönlich mit ihm zu besprechen.

Zwölftes Kapitel.

Rückkehr in die Heimat.

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.
Goethe (Diné zu Coblenz).

Inhalt: Durch Uvinza nach Tabora. Veränderungen in Ostafrika Dr. Peters Erwerbungen, Schutzbrief, Protest des Sultans, deutsches Geschwader, Anerkennung der deutschen Erwerbungen, Londoner Vertrag. Verpachtung der Kistenzölle, Abendländischer Handel in Zanzibar. Deutsche Kaufleute in Tabora und deren Bedrängung durch Araber und Sike. Zusammentreffen Tippu Tips mit Dr. Junker und sein Plan, mit diesem und Giesecke zur Küste zu reisen. Ermordung Gieseckes. Verluste der Elfenbeinfirma. Ankunft in Zanzibar. Trübe Stimmung des Sultans.

Tippu Tip wickelte schnell seine schwebenden Geschäfte ab und brach mit dem inzwischen neu gewonnenen Elfenbein — wie er sagt 900 Frasila — zum Tanganika auf. Unterwegs erreichten ihn Boten Rumalisas mit wenig erbaulichen Nachrichten. In Uvinza war Krieg und die ein bedeutendes Kapital darstellenden Waren Tippu Tips befanden sich in Gefahr, gänzlich verloren zu gehen, wenn er nicht alsbald eine große Truppenmasse zur Verfügung stellen könnte. Schleunigst sandte unser Held auf Rumalisas Anraten fünfhundert mit Gewehren bewaffnete Krieger voraus und folgte dann selbst in Eilmärschen. In Ujiji traf er Rumalisa, dem er weitere Weisungen für den Kampf gab. Darauf zog er nach Tabora ab und erreichte im September 1886 die Stadt seiner Väter.

Auch hier fand er trotz der kurzen Zeit, die er diesmal jenseits des Tanganika verlebt hatte, vieles zu Ungunsten seiner Stammesgenossen verändert. Hatten von Westen her die Belgier dem arabischen Einfluß bedeutenden Abbruch getan, so drohten vom Osten aus die Deutschen die orientalische Machtsphäre mehr und mehr zurückzudrängen.

Am 3. April 1884 war in Berlin die Gesellschaft für deutsche Kolonisation gegründet worden, in ihrem Auftrage hatte Ende desselben Jahres Dr. Peters seine berühmte Flaggenhissungsreise unternommen, die mit der friedlichen Unterwerfung der Landschaften Useguha, Nguru, [illegible] und Ukami endete. Am 27. Februar 1885 sanktionierte [illegible] der Erste durch Erteilung eines Schutzbriefes den Er-

nach der neuen Gebiete. Am 25. April wurde der Sultan Sejjid Bargasch amtlich hiervon in Kenntnis gesetzt, er erhob sofort in Berlin telegraphischen Einspruch. Er behauptete, daß die Häuptlinge gar nicht das Recht gehabt hätten, die vom Deutschland erworbenen Gebiete abzutreten, denn diese hätten — so schloß der sehr scharf gehaltene Protest — ihm gehört „seit seiner Väter Zeiten."

Die Ansprüche des Sultans wurden selbstverständlich vom Auswärtigen Amt nicht anerkannt. Tatsächliche Hoheitsrechte hatte er über die angrenzenden Länder überhaupt nicht ausgeübt. Es ist aus den Forschungsreisenden hinreichend bekannt, daß die aus Sansibar ziehenden Araber von den Eingeborenen regelmäßig als Fremde angesehen wurden. Fast überall hat sich [illegible] der Durchzug erkaufen oder durch [illegible] von der Hilfe der einzelnen Häuptlinge höhere Abgaben erkaufen müssen. Wenn die Eingeborenen sie mit den Abzeichen des Zanzibarsultans empfingen, so lag doch auf der Hand, daß sie dessen Macht nur fürchteten, keineswegs denn seine Oberhoheit anerkannten.

Daß der Sultan hie und da kleine Militärposten hatte, kann kaum ins Gewicht fallen. Diese waren wie die Soldaten der Küste und ihr Einfluß reichte nicht weiter als ihre Gewehre trugen. Aber auch die wenigen Plätze, an denen größere Araberkolonien mit dem Sultan befreundeter Walis waren, können als Zanzibarterritorium nicht angesehen werden. Wie uns die Kenntnis bei Tabora lehren, hatten solche Walis keine Machtbefugnisse über die benachbarten Eingeborenenstämme; ihre Autorität erstreckte sich nur auf die mit ihnen zusammenlebenden Araber und Küstenleute. Sie waren, wohl zu gebrauchen, gewissermaßen mit Gerichtsbarkeit versehene Konsuln des Sultans, mit dem Haken jedoch, daß ihre Existenz seitens der eingeborenen Herrscher nur solange geduldet wurde, als es ihnen Vorteil brachte.

Um den Widerstand des Sultans gegen die deutschen Erwerbungen zu brechen, wurde im Juni ein starkes Geschwader nach Zanzibar entsandt, das sich drohend vor seinem Palais verankerte. Am 14. August erkannte Sejjid Bargasch den Erwerb der neuen Gebiete an und war angesichts der Machtentfaltung des deutschen Reiches offenbar froh, daß man [illegible] ganzes Land [illegible] würde. Im Anschluß daran wurden mit England Verhandlungen über die weitere Gestaltung der ostafrikanischen Verhältnisse gepflogen. Es kam am 1. November 1886 zu dem Londoner Vertrag, der die erste internationale Grundlage für die deutschen Kolonisationsbestrebungen bildet. Dem Sultan wurde die Oberhoheit über die Inseln Zanzibar, Pemba, Lamu und Mafia und über einen 10 Seemeilen breiten Küstenstreifen vom Rovuma-Strom zuerkannt. Einem zwischen England und Frankreich

1862 geschlossenen Abkommen, durch das die Unabhängigkeit des Sultans garantiert wurde, trat Deutschland bei. Um die neuen Erwerbungen der inzwischen in die „Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft“ umgeformten Kolonisationsvereinigung der See zugänglich zu machen, versprach England seine guten Dienste, den Sultan zur pachtweisen Abtretung der Zollhäfen Daressalaam und Pangani zu bewegen. Die Mitbenutzung Daressalaams war der Deutschostafrikanischen Gesellschaft bereits im September 1885 gestattet worden. Ferner einigten sich Deutschland und England, demnächst ihre gegenseitigen Interessensphären in den den Verträgen zu Grunde liegenden Gebieten abzugrenzen.

Im Anschluß an diesen Vertrag ließ sich Sejjid Barghasch 1887 bewegen, die gesamten Küstenzölle an die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft zu verpachten. Ein förmlicher Vertrag, der die Einzelheiten regelte, wurde im April 1888 von seinem Nachfolger und Bruder Chalife unterzeichnet.

Mit der politischen Eroberung war die wirtschaftliche Erschließung der ostafrikanischen Gebiete Hand in Hand gegangen.

Schon im Anfang des 19. Jahrhunderts waren amerikanische Wallfischfänger mit Zanzibar in Berührung gekommen, seit 1830 faßte die amerikanische Firma von John Bertram dort festen Fuß. Sie sandte von Zeit zu Zeit Segelschiffe zum Indischen Ozean und tauschte gegen abendländische Kleiderstoffe in Arabien Kaffee, in der ostafrikanischen Hauptstadt Elfenbein, Gummi und Nelken ein. Bald darauf siedelte sich auch die Hamburger Firma O'Swald in Zanzibar an. Sie hatte ihren Wirkungskreis bis dahin an der Westküste gehabt; um die dort als Geld kursierenden Kaurimuscheln zu bekommen, sandte sie 1846 ein Schiff zur Ostküste. Die günstigsten Handelsverhältnisse, die hier angetroffen wurden, ermutigten die Firma, eine dauernde Niederlassung zu gründen. Neben dem Zoll erwarb sie ein Grundstück, auf dem sie ein Haus errichtete, das noch jetzt zu den schönsten und bequemsten Gebäuden der Stadt gehört. Im Jahre 1859 errichteten die Hansastädte in Zanzibar ein Konsulat, dessen Leitung der Firma anvertraut wurde und das auch, nachdem der Norddeutsche Bund und später das Reich die auswärtige Vertretung übernahm, von dem jeweiligen Chef der Firma bekleidet wurde, bis im Jahre 1884 ein deutsches Berufskonsulat geschaffen wurde.

In den sechsziger Jahren gründete ein aus der Firma O'Swald ausscheidender Angestellter für das Hamburger Haus Hansing & Co. eine Konkurrenzniederlassung. 1874 errichtete auch die große Elfenbein-

H. A. Meyer ein Zweiggeschäft in Zanzibar. Während die beiden

an Ort und Stelle Handel trieben, brachte es

Sultans, unter dessen Schutz sie lebten, dafür einiges von den Waren, was gerade geeignet erschien, abgeben.

Selbstverständlich mußten sie sich auch dem eingeborenen Herrscher für die gewährte Gastfreundschaft erkenntlich zeigen. Mkasiva war inzwischen gestorben und an seiner Stelle regierte sein Sohn Sike, der von Natur habgierig, mit den Arabern gern Hand in Hand arbeitete, um die Fremdlinge nach Möglichkeit auszupressen. So wurden dann den neuen Ankömmlingen in anderthalb Monaten mit liebenswürdigem Lächeln, im Weigerungsfalle mit bedenklichen Drohungen etwa für 7000 Mark Waren abgegaunert. Wenn der Wali etwas brauchte, schob er die Bedürfnisse des Sultans vor, der Sultan wieder verschanzte sich hinter den Wali, wenn er gerade in Nehmelaune war.

Da bei diesen einseitigen Freundschaftsbezeigungen nicht viele Geschäfte für die Firma zu machen waren, brach Tippu Tip im März 1886 zur Küste auf, um durch Vermittlung des deutschen Generalkonsulats den Sultan zu einer Änderung der seitens seiner Untertanen gepflogenen dasturi zu bewegen. Er erkrankte aber unterwegs am Sonnenstich und dadurch verspätete sich seine Ankunft in Zanzibar. Da jedoch bereits früher Beschwerden über die Bedrückungen der Taboraagenten eingelaufen waren, verfaßte der Sultan einige Empfehlungsbriefe an den Wali und Sike. Diese wurden einem neuen Angestellten der Firma, Giesecke, mitgegeben, der im Frühjahr 1886 nach Tabora entsandt wurde. Unterwegs erhielt er die traurige Nachricht, daß Harders inzwischen am Fieber verstorben war. Ein französischer Reisender, Révoil, war in der Stunde seines Todes bei ihm gewesen, hatte auch die Absicht gehabt, solange in Tabora auszuharren, bis ein neuer Vertreter der Firma einträfe, dem er dann die von ihm inzwischen bewachten Güter ausliefern könnte. Seine Gesundheit nötigte ihn jedoch, bereits vorher aufzubrechen. Er fertigte unter Zuziehung von Zeugen ein sorgfältiges Inventar des Meyer'schen Besitzes an und dies ward Giesecke später ausgehändigt. Die Tauschwaren erwiesen sich als vollständig, doch ergab sich, daß 40 Elfenbeine, im Werte von etwa 14000 Mark, entwendet waren. Als Urheber des Diebstahls wurde später der Araber Muhamed bin Kasum entlarvt. Er hatte den Zugang zu der Meyer'schen tembe untergraben und durch die Öffnung das Elfenbein herausgeholt. Es ist dies in Ostafrika eine sehr beliebte Art des Einbruchsdiebstahls.

Die Empfehlungsbriefe des Sultans nützten sehr wenig, vielmehr setzte Sike, durch das Verhalten der Araber mutig gemacht, seine Erpressungsversuche in weit schamloserer Weise fort. Selbst die Erlaubnis, den verstorbenen Harders in Tabora-Erde zu begraben, mußte Giesecke

1 300 Mark bezahlen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

lich wollte er bei der Unsicherheit der Verhältnisse ebenfalls die Gelegenheit wahrnehmen, unter dem Schutz des mächtigen Karawanenführers die Reise fortzusetzen.

Freilich mußte er diese Ehre auch teuer bezahlen. Aus den hinterlassenen Tagebüchern Giesecke's geht hervor, daß Junker dem Tippu Tip für Träger, die dieser ihm stellte, den Betrag von 1500 Dollars entrichtete. Der gewöhnliche Satz für einen Träger von Tabora bis zur Küste betrug zu damaligen Zeiten 10 bis 12 Dollar, im ungünstigsten Falle 18 Dollar, in Summa also rund 700 Dollar. Der übersteigende Betrag von 800 Dollar wurde als eine Art Lebensversicherungsprämie vereinbart, zahlbar nach der sicheren Ablieferung Junkers in Zanzibar.

Tippu Tip wollte sich nicht länger als irgend nötig in Tabora aufhalten, und so wurde denn vereinbart, schnell alles zur Abreise fertig zu machen und Ende September abzuziehen. Während der Zeit des Wartens schlugen die Reisenden in Ituru, dem Stadteil ihres Beschützers, ihre Lager auf. Da, in der Nacht des 27., wurde jenes verhängnisvolle Attentat auf den unglücklichen Giesecke ausgeübt.

Als Dr. Junker gegen 11 Uhr abends noch lesend in seinem Zelte saß, schreckten ihn plötzlich in nächster Nähe Gewehrschüsse auf. Alsbald vernahm er auch klägliche Hilferufe aus Giesecke's nur 20 Schritte entferntem Zelte. Sofort dorthin eilend, fand er den jungen Kaufmann tötlich verwundet. Er blieb die Nacht über bei ihm, während der bei der Kunde von dem Unfall schleunigst herbeikommende Tippu Tip Boten zu der katholischen Missionsstation Kiparapara entsandte, um weitere Pflege zu erbitten. Der durch den Überfall in seinem Lager auf's schmerzlichste betroffene arabische Häuptling begab sich sodann stehenden Fußes nach Tabora, um den Wali Zid bin Juma wegen des Friedensbruches zur Rede zu stellen. Über das Folgende hören wir am besten seine eigene Schilderungen. Er sagte zum Wali:

„Zid, ihr habt mich ohne Grund ins Verderben gestürzt. Ihr habt nicht den Europäer getroffen, sondern ihr habt mich getroffen.“ Zid bin Juma aber sprach: „Niemand anders als Muhamed bin Kasum hat ihn geschossen. Eben in der Nacht habe ich Gewehrschüsse gehört, ich glaube, das war, als sie zurückkehrten.“ Am nächsten Morgen sandte Zid bin Juma Boten aus, um alle Araber zusammenzurufen, auch benachrichtigte er den Sultan. Darauf kamen an dem Morgen Boten von Sike, der auch seinen Diener Sungura schickte und sagen ließ, er wisse von nichts. Doch er steckte mit Muhamed bin Kasum unter einer Decke. Auch viele Araber kamen an, unter ihnen Muhamed bin Kasum. Plötzlich erschien auch ein Engländer, der in Urambo war.

jedoch trotz mehrfacher Vorstellungen bei Sejjid Barghasch und seinem Nachfolger Chalifa nur teilweise befriedigt. Eine dem Mörder gehörige Schambe wurde zu ihren Gunsten konfisziert und für 1900 Dollar (rund 5000 Mark) verkauft, ferner wurde eine seinem Mitschuldigen Zid bin Juma gehörige Quantität Elfenbein, die einen Erlös von etwa 2000 Mark gab, an der Küste beschlagnahmt.

Dr. Junker langte unter Tippu Tips Führung in Zanzibar an. Er reiste nach Europa weiter und legte seine auf den langen Reisen erworbenen Erfahrungen und Kenntnisse in verschiedenen in „Petermann's Mitteilungen“ erschienenen Aufsätzen und einem größeren Werke „Reisen in Afrika 1875—1886“ nieder. Im Jahre 1892 starb er in Petersburg.

Als Tippu Tip in Bagamoyo die Küste erreichte, fand er einen Brief des Sultans vor, der ihn aufforderte, schnell zu ihm zu kommen. Er leistete dem Befehl unverzüglich Folge und wurde gleich nach seinem Eintreffen in Zanzibar von Sejjid Barghasch empfangen. Er mußte dem Sultan viel von seiner letzten Reise erzählen und dieser vernahm mit Schmerzen, wie auch vom Westen her die Europäer mehr und mehr die alten Bollwerke der Araber auf dem Festlande bedrohten. Die Berichte des erfahrenen Reisenden gaben ihm die Gewißheit, daß seine Rolle im Innern Afrikas demnächst ausgespielt sein würde. Auf zwei Europareisen hatte dieser klar blickende Fürst die abendländische Macht aus persönlicher Anschauung kennen gelernt und im eigenen Lande hatte er in letzter Zeit wahrnehmen müssen, wie schwach doch sein orientalisches Despotentum im Vergleich zu den waffenstrotzenden Machtmitteln der Deutschen und Engländer war. Er besaß kein weiteres Streben mehr, als wenigstens den Rest seines Reiches, die Insel Zanzibar selbst, zu halten und schloß die Verhandlungen mit dem weitgereisten, die Verhältnisse mit derselben vernichtenden Klarheit durchschauenden Untertanen mit den traurigen Worten: „Da sprach er zu mir: Hamed, jetzt sei mir nicht böse, ich mag von dem Festlande nichts mehr wissen. Die Europäer wollen mir hier Zanzibar wegnehmen, sollte ich da das Festland halten können? Die gestorben sind, ohne die jetzigen Zustände zu sehen, sind glücklich gewesen. Du bist jetzt noch fremd, doch du wirst sehen, wie es hier noch zugeht.“

Und Tippu Tip fügt resigniert hinzu: „Als ich diese Worte hörte, da wußte ich, daß uns nichts geblieben war.“

und mich zu bemühen, die Araber in Ordnung zu halten und die Eingeborenen vor den Ausschreitungen jener zu schützen, damit die Autorität des Staates hergestellt und vollständig von ihnen anerkannt werde. Nun, Sie erinnern sich auch, daß ich von einem Speerwurf verwundet wurde, als die wilden Monungeri uns auf der ersten Fahrt nach den Fällen hinauf angriffen und ich mich nach dem Stanley Pool zurückbegeben mußte, um mich von den Folgen der Wunde zu erholen, da der Speer, wie wir entdeckten, vergiftet gewesen war. Ich habe lange Zeit krank gelegen und war erst im Januar imstande, nach den Fällen zurückzukehren.

Sie erinnern sich, daß ich Ihnen meine Instruktionen gezeigt habe, und daß man mir reichliche Munitionsvorräte, Büchsen und Verstärkungen versprochen hatte, wenn der Flußdampfer „Le Stanley" seine nächste Reise nach den Fällen hinauf machen würde, was etwa im Monat August geschehen sollte. Bei meiner Ankunft fand ich die Dinge in einem sehr bösem Zustande, die Araber hatten vollständig die Oberhand und schüchterten die Eingeborenen ganz nach Belieben ein, und doch konnte ich damals nichts tun, um sie daran zu hindern, da die Zeit, zu der ich Verstärkungen erwarten konnte, noch zu fern lag, um einen Streit zu provozieren.

Tippu Tip war nach Zanzibar zurückgekehrt und hatte seinem Geschäftsteilnehmer Bwana Nzige die Aufsicht über seine Leute übertragen, jedoch hatte dessen Sohn Raschid bin Mohamed bin Said bei der Verwaltung während der Abwesenheit Tippu Tips ebenso viel zu sagen. Ich bemerkte bald, daß diese Burschen mich und mein Verfahren durchaus nicht gern hatten, und daß es mir nicht ohne Streit gelingen würde, sie zu veranlassen, sich meinen Befehlen anzubequemen. Ich hatte 32 Haussa-Soldaten unter Sergeantmajor Musa Kanu, einem großen hübschen Burschen, und außerdem etwa 40 Bangala, die ich auf dem „Le Stanley" mitgebracht hatte und machte mich mit denselben ans Werk, die Station zu befestigen und das Gras und Dickicht rundherum zu entfernen, um im Falle einer Überraschung in der Lage zu sein, die Araber drüben auf dem festen Lande im Auge zu behalten.

Ich muß hier bemerken, daß die vom Staate erbaute Station bei den Kongofällen auf einer Insel im Kongo gerade unterhalb des 7. Kataraktes sich befindet, während die Araber größtenteils auf dem Festland lebten, obwohl etliche auch unter den Eingeborenen in einem Dorfe auf derselben Insel wohnten.

Nun, die Zeit verging und es entwickelte sich infolge meiner Bemühungen, die Eingeborenen vor den Räubereien der Araber zu

[illegible] Im Mai 1866 kam eines Tages eine Frau [illegible]

[illegible]

[illegible] meine [illegible]

[illegible] sowie ein oder zwei [illegible] anfangen würde.

denn ich war, wie Sie wissen, allein. Die Araber unternahmen keinen direkten Angriff auf uns, obwohl sich fortwährend große Scharen von Manjema auf dem Festlande sammelten. Endlich wurde eines Morgens in der Frühe der „Le Stanley", als den Fluß heraufkommend, signalisiert, und ich war wirklich froh, weil ich glaubte, daß er die so dringend notwendige Munition und die Verstärkungen an Bord hätte; aber stellen Sie sich meine Empörung vor, als ich nach dem Landungsplatze hinabkam und fand, daß der Dampfer mir von den versprochenen 10000 Patronen nicht eine einzige, nicht eine Büchse, nicht einen Mann außer Leutnant Dubois, vom belgischen Lanzierregiment, mitgebracht hatte. Letzterer erwies sich als ein prächtiger Mensch, aber nichtsdestoweniger brauchte ich auch die übrigen Dinge, sonst war der Kampf für mich hoffnungslos.

Nun, nach der Ankunft des „Le Stanley" gelangten die Araber zu der Überzeugung, daß ich mit den mutmaßlichen Verstärkungen mich wohl als zu stark für sie erweisen würde und schickten mir eine Deputation, um mir anzukündigen, daß die Feindseligkeiten zu Ende seien und sie in freundschaftlichen Beziehungen zu dem den Kongostaat vertretenden Weißen zu bleiben wünschten. Damit war ich einverstanden und wir schieden anscheinend als gute Freunde, ja kurz nachher besuchte ich sogar eins ihrer Dörfer am oberen Ende der Insel, wo ich zu meinem großen Kummer einige von der Zanzibar-Mannschaft des „Le Stanley" im Geplauder mit ihren Landsleuten unter den Arabern fand, denen sie zu meinem Leidwesen mitteilten, daß der Dampfer mir nichts von der erwarteten Hilfe gebracht habe.

Am nächsten Tage fuhr der „Le Stanley" wieder ab und Dubois war eifrig mit der Einrichtung seines Quartiers beschäftigt, während ich die Stöße von Zeitungen durchflog, die meine fürsorglichen Freunde am Unterkongo mir gesandt hatten. Gegen Abend erfuhr ich von einem befreundeten Eingeborenen, daß er die Araber ihre Pläne besprechen gehört habe und sie die Station am nächsten Morgen anzugreifen beabsichtigten. Wir hielten die Nacht über scharfe Wache, konnten aber nichts entdecken, bis wir bei Tagesgrauen fanden, daß wirklich eine große Schar Manjema in der Nacht vom Festland herübergekommen war und sich etwa siebenhundert Meter von unseren Pallisaden verschanzt hatte. Sobald es hell war, erhielten wir auch einen tatsächlichen Beweis von ihrer Feindseligkeit, indem sie zu schießen begannen. Wir unterhielten zwei Tage lang ein lebhaftes Feuer mit unsern Snyder- und Martinibüchsen, jedoch waren die Araber in ihren rohen Erdwällen so geschützt, daß auf beiden Seiten keine ernstlichen Verluste vorkamen.

Unsere Leute unterhielten ein fortwährendes Feuer, sobald die Araber Miene machten, einen Angriff zu unternehmen, und am Abend des dritten Tages brach Dubois mit den [illegible] hervor und drang bis in die Linien des Feindes hinein, wo er eine Trommel der Manyema erbeutete, die diese auf der Flucht zurückgelassen hatten. Es war ein [illegible] Stück Arbeit, bei der ihm die [illegible] von der [illegible] geschossen wurde. In der Nacht blieb alles ruhig, am nächsten Morgen fanden wir noch näher an unseren Schutzwehren neue Erdhaufen aufgeworfen und es wurde der Kampf aufgenommen. Da unsere Munition nunmehr knapp zu werden begann, durften wir nicht zu viel Schüsse vergeuden; die Araber zogen hieraus Nutzen, indem sie zwei oder drei Mal einen Sturm direkt auf unsere Position unternahmen, doch wurden sie jedes Mal zurückgeworfen. [illegible] ich an der [illegible] Geschützen so immer arbeitete, daß mir das Blut aus den Ohren floß, und ich auch die Spitze des kleinen Fingers verlor, die ich unter einem der Hinterlader eingeklemmt bekam. Mein Diener, der arme kleine Jack aus Liverpool, war immer zur Hand und die beiden Jungen von [illegible] benahmen sich vorzüglich, indem sie uns Munition herbeischleppten. [illegible] und uns die [illegible] durch das Feuer der arabischen Linien brachten. Dubois unternahm nochmals einen Ausfall und trieb die Araber zurück, dann trat die Dunkelheit ein und machte dem Kampf für die Nacht ein Ende. An diesem Abend desertierten die Bangala und [illegible] in einigen Eingeborenenkanoes [illegible] davon, um Bangala zu erreichen, was, wie Sie wissen, eine Fahrt von 750 Kilometer ist.

Am nächsten Morgen wurde der Kampf erneuert. Wir konnten jetzt nicht mehr viel tun, als mit den Krupp'schen Geschützen zu schießen, denn die geringe Gewehrmunition, die wir noch hatten, war fast gänzlich schlecht.

Wir hatten aus den [illegible] Hinterladern und alle Steinschloßgewehre und gaben sie den [illegible] zum Schießen, allein sieben von den armen Teufeln waren schon tot und die übrigen mit Ausnahme von [illegible] und drei anderen kamen abends zu mir und erklärten, sie müßten gehen; es nütze nichts zu kämpfen, wenn sie doch den Arabern in die Hände fallen müßten. Ich drohte, ich würde sie als Deserteure erschießen lassen, allein sie erwiderten: „Sehr gut, Herr, erschieße uns, wir wollen lieber vom Gewehr erschossen werden als daß die Araber uns den Hals abschneiden.“ Sobald es dunkel geworden war, entfernten sie sich mit den Kanoes und trieben hinter den Bangala her den Fluß hinab.

Dubois und ich waren nur mit vier Haussa und [illegible]

Eingeborenen von Aruwimi, der vom Staate in Freiheit gesetzt worden war und während meines Aufenthaltes an den Stanleyfällen getreulich für mich gearbeitet hatte, allein und beschlossen in der Verzweiflung, in der Nacht soviel wie möglich von den uns noch gebliebenen Vorräten zu zerstören, die Geschütze zu vernageln, die Station in die Luft zu sprengen und uns in den Wald zu flüchten, wo wir uns verbergen wollten, bis Hilfe von Bangala käme, da die desertierten Bangala nach unserer Rechnung bis zu einem bestimmten Tage dort eintreffen mußten, worauf Leutnant Coquilhat bestimmt mit dem Dampfer Association Internationale Africaine zu unserem Beistand eilen würde. Dann besprengten wir die Vorräte mit Öl, stapelten die Patronen auf, vernagelten die Geschütze und schütteten das lose Pulver auf einen Haufen, legten eine Zündschnur bis außerhalb der Station und machten uns beide nebst Musa Kanu, den drei treuen Haussa und Sama, die ohne uns nicht fliehen wollten, unter dem Schutze der Dunkelheit davon, um das nördliche Ufer zu gewinnen und uns dort im Walde zu verbergen. Ich war der letzte, der den Ort verließ. Nachdem ich die Zündschnur in Brand gesetzt hatte, eilte ich den andern nach.

Die Nacht war stockfinster, nur die Station brannte lichterloh hinter uns, jedoch war das Pulver aus irgend einem Grunde nicht explodiert. Wir wußten, daß die Araber inzwischen unsere Flucht entdeckt haben mußten und beeilten uns deshalb nach dem Festlande hinüberzukommen. Wir mußten zu diesem Zwecke einen Arm des Kongo durchwaten, einen tosenden Strom von etwa 45 m Breite, in dem aber das Wasser zu dieser Jahreszeit gewöhnlich nur bis zur Brust reichte. Dubois glitt von den Klippen herab und wurde in tieferes Wasser geschleudert, und da ich wußte, daß er nicht schwimmen konnte, sprang ich ihm sofort nach, und es gelang mir auch, ihn zu erfassen, ehe er noch von der raschen Strömung fortgerissen wurde. Wir waren noch eben im stande, das steinige, felsige Ufer zu erreichen und ich sagte zu Dubois, erschöpft wie ich war, er solle sich am Rande einer vorstehenden Klippe festhalten, bis die Haussa, die glücklich hinüber gelangt waren, am Ufer entlang kämen, um uns zu helfen. Musa Kanu nahm seinen Gürtel ab, band ihn mit den Gewehrriemen zusammen und warf mir beide zu, allein als ich mich mit den Worten: „Fassen Sie an!" nach der Stelle wandte, wo Dubois gestanden hatte, sah ich ihn nicht mehr: Dubois war verschwunden. Bei dem Scheine der brennenden Station, wo nun auch die Patronen und das Pulver zu explodieren begonnen hatten, wodurch die ungeheure Scene für Augenblicke eine lebhafte Beleuchtung erhielt,

suchte ich das Wasser nach Spuren von Dubois ab, allein der arme Bursche war leider entweder im Wasser ohnmächtig geworden oder von seinen schweren Stifeln hinabgezogen und von der Strömung fortgerissen worden. Es war das letzte, was ich von ihm gesehen hatte, und mein Kummer und mein Jammer über den Verlust meines einziges Freundes hier in der Wildnis, der sich während des viertägigen Kampfes bei der Station in solch tapferer Weise benommen hatte, waren so groß, daß mir die Tränen aus den Augen strömten, während die Haussa, nachdem sie mich herausgezogen hatten, ebenfalls weinten.

Wir waren in der Tat eine jammervolle Gesellschaft. Die Kleider waren mir teils vom Leibe gebrannt, teils beim Kampfe zerrissen und ich besaß nur noch eine alte wollene Decke, die ich umgeschlungen hatte, und ein Hemd, aber keine Stiefel. Traurig und mit dem Gefühl, daß es mir einerlei sein würde, ob die Araber mich fänden und dem Elend sofort ein Ende machten, kroch ich in den Wald hinein."

Hier hielt er sich dreißig Tage auf, oft dem Hungertode nahe und von den ihm nachspürenden Araberhorden von Versteck zu Versteck gejagt, bis ihm endlich der aus Bangala kommende Dampfer Association Internationale Africaine die Rettung brachte. Ein langes Leben war ihm freilich nicht mehr beschieden. Nachdem er in England seine stark geschädigte Gesundheit wieder hergestellt hatte, kehrte er zum Kongostaat zurück und fand in den Wäldern des Lukolela auf einer Elefantenjagd seinen Tod. Seine Station aber blieb vorderhand in den Händen der Araber, bis die Ereignisse eintraten, die wir im folgenden Kapitel schildern werden.

Vierzehntes Kapitel.

Die Emin Pascha-Expedition.

Nihil est quod noscere malim quam fluvii causas per saecula tanta latentes. Ignotumque caput, spes sit mihi certa videndi Niliacos fontes.

Lucanus (Pharsalia).

Inhalt: Emins Vergangenheit. Die Aequatorialprovinz. Arabis Aufstand. Bombardement von Alexandrien und Gefangennahme Arabis. Der Mahdi. Emins Isolierung. Sein Rückzug auf Wadelai. Von ägyptischer Regierung aufgegeben. Pläne zu seiner Rettung. Stanley als Führer der Entsatzexpedition ausersehen. Verschiedene Reisepläne. Stanley nach Zanzibar. Abmachungen mit Tippu Tip. Mit der Madura ums Kap zum Kongo. Tippu Tips Eindruck von Kapstadt. Den Kongo aufwärts. Marschschwierigkeiten. Stanleys europäisches Personal. Stanley nach Jambuja. Tippu Tip nach Stanley Falls. Stanleys eiliger Abmarsch zum Albertsee, seine Instruktionen an die Nachhut. Tippu Tips Bedeutung für die Expedition. Verunglückte Trägerlieferungen, Barttelots Ratlosigkeit. Abmarsch nach Banalja und Ermordung Barttelots. Jameson übernimmt Kommando über Nachhut, versucht Tippu Tip als Begleiter zu gewinnen und stirbt vor Abschluß der Verhandlungen. Schicksal der übrigen Europäer. Rückkehr Stanleys nach Banalja und zweiter Marsch zum Albertsee. Mit Emin zur Ostküste. Emins späteres Schicksal.

Schon in einem früheren Kapitel wurde des ägyptischen Generals Emin Pascha Erwähnung getan. Es ist dies der Name, unter dem in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Edmund Schnitzer, ein deutscher Gelehrter, der gesamten gebildeten Welt bekannt wurde. Er war 1840 in Oppeln von jüdischen Eltern geboren, später zum christlichen Glauben übergetreten und hatte in Breslau Medizin und Naturwissenschaften studiert. 1865 wurde er Hafenarzt in Antivari in Albanien, von 1873 an machte er im Gefolge eines türkischen Würdenträgers größere Reisen in Armenien, Syrien und Arabien. 1876 trat er unter dem Namen Emin Effendi in ägytische Dienste und wurde dort dem Stabe des Generalgouverneurs Gordon zugeteilt. Mit ihm unternahm er Reisen in Chartum und Uganda. 1879 wurde er zum Bey befördert und zum Gouverneur der Äquatorialprovinz ernannt. Hier fand er Gelegenheit, seine großen administratorischen Talente zu betätigen. Sein Bezirk, bis dahin der Schauplatz verheerender Sklavenjagden, blühte unter seiner Leitung bald auf. Er legte neue Stationen an, die für die Sicherheit im Lande sorgten, und baute ein ausgedehntes Straßennetz. Durch Einführung neuer

Kulturpflanzen förderte er den Landbau und die infolge jahrelanger Kämpfe sehr vernachlässigte Viehzucht gewann bei der friedlichen Entwickelung des Landes bald wieder ihre alte Bedeutung. Daneben leistete Emin auch der Wissenschaft auf den verschiedensten Gebieten große Dienste. Als Geograph durchforschte er die noch sehr unbekannten Länder des Nilbeckens, als hervorragend begabter Linguist studierte er eifrig die Sprachen der von ihm durchzogenen Gebiete, der Naturwissenschaft diente er durch reichhaltige zoologische Sammlungen.

Während er so in der Aequatorprovinz friedlicher Kulturarbeit nachging, [illegible]

[illegible]

bindung mit Nordägypten abgeschnitten. Auch in seiner Provinz begann die Lage kritisch zu werden, die mehr und mehr vordringenden Mahdisten suchten seine Untertanen zum Anschluß an ihre Bewegung aufzuwiegeln, und im Mai 1884 kündigte ihm tatsächlich einer seiner höheren Offiziere, Ibrahim Aga, den Gehorsam. Als dann noch im Jahre 1885 im Norden seines Gebietes zwischen Lado und Duffilé eine Hungersnot ausbrach, sah Emin sich genötigt, sich weiter nach Süden zurückzuziehen. Er ging nilaufwärts nach Wadelai, das er am 10. Juli erreichte und das fortan der Sitz seiner Verwaltung wurde.

Anfang 1886 erhielt Emin aus Kairo die amtliche Mitteilung, daß der gesamte Sudan aufgegeben sei. Es wurde seinem eigenen Ermessen überlassen, ob er bleiben oder gehen wolle. Emin trug sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, nach der Ostküste abzumarschieren, seine Truppen weigerten sich jedoch ihm zu folgen. Zudem wäre der Plan auch an der Feindschaft des Königs Mwanga von Uganda gescheitert, der, wie erinnerlich, dem um dieselbe Zeit zum Entsatz heranmarschierenden Fischer die Durchreise durch sein Gebiet verweigert hatte.

Während Emin so von aller Welt abgeschnitten auf seinem Posten aushielt, bildete sich in England unter dem Vorsitz des Baronet Sir William Mackinnon ein Comité zu seinem Entsatze. Die Geldzeichnungen, an denen sich auch die ägyptische Regierung mit 200 000 Mark beteiligte, ergaben alsbald eine Gesamtsumme von 430 000 Mark. Aus diesem Betrage sollte eine Expedition entsandt werden, die versuchen wollte, zu dem Pascha durchzudringen und ihn aus seiner bedrängten Lage zu befreien. Zum Leiter des Unternehmens wurde der damals im Zenith seines Ruhmes stehende Amerikaner Stanley bestimmt. Nach sorgfältiger Prüfung der einzuschlagenden Wege, deren im ganzen vier in Betracht kamen, entschloß er sich von der Mündung des Kongo aus nach dem Albertsee, in dessen Nähe Emin weilen mußte, vorzudringen. Auf diesem wasserreichsten afrikanischen Flusse konnte man mit geringen, durch die bekannten Katarakte bedingten Unterbrechungen bis zur Mündung des Aruwimi dampfen und dann diesen Strom bis zu dem Orte Jambuja weiter aufwärts fahren. Von dort aus hatte man noch 600 km zu marschieren durch Gegenden, die allerdings gänzlich unbekannt und voraussichtlich mit dichtem Urwald bedeckt waren, aber Stanley hatte ja schon soviel Hindernisse überwunden, daß ihn diese Aussichten nicht zurückschrecken konnten. König Leopold erteilte nicht nur gern seine Genehmigung dazu, daß die Expedition durch den Kongostaat marschierte, sondern stellte ihr sogar für die Fahrt auf dem Kongo das sämtliche Bootsmaterial des Freistaates zur Verfügung.

[illegible]

[illegible]

wurde ihm ein europäischer Beamter beigegeben, der nebenher die Tippu Tip gegenüber freilich nicht ausgesprochene Pflicht haben sollte, seinen angeblichen Vorgesetzten zu überwachen.

Dies war die politische Seite des Vertrages, die erst geregelt sein mußte, um für den zweiten, den geschäftlichen und für Stanleys derzeitiges Unternehmen weit wichtigeren Teil die Basis zu schaffen.

Stanley, der bei allen wissenschaftlichen und politischen Unternehmungen stets ein guter Geschäftsmann geblieben war, hatte in Erfahrung gebracht, daß Emin Pascha vermutlich im Besitz von etwa 75 Tonnen Elfenbein war, die gering gerechnet, einen Wert von ungefähr 200 000 Mark darstellten. Dies Elfenbein zur Küste zu bringen, und so die Kosten der Expedition zum großen Teil zu decken, sollte Tippu Tip die nötigen Träger liefern. Außerdem sollten diese dazu dienen, die zum Entsatze Emins bestimmte Munition vom Kongo zum Albertsee zu befördern.

Die beiden ebenbürtigen Kontrahenten kamen nach längeren Feilschen dahin überein, daß Tippu Tip 600 Träger zu stellen hatte, für die er pro Kopf 6 £ zur Reise von den Stanleyfällen bis zum See und zurück bekommen sollte. Stanley seinerseits verpflichtete sich, Tippu Tip nebst 96 Begleitern freie Fahrt einschließlich Beköstigung nach dem Kongo zu gewähren und die Karawane von da aus weiter nach den Stanleyfällen zu führen.

Nach einem für beide Reisende an Geschenken sehr einträglichen Abschiedsbesuch beim Sultan ging die Madura am 25. Februar 1887 in See. In Kapstadt, wo Station gemacht wurde, hatte Tippu Tip zum ersten Mal Gelegenheit, eine europäische Stadt kennen zu lernen. Ihr Eindruck ist nach Stanley so großartig gewesen, daß er erklärt hat, er fange jetzt an, die Europäer zu bewundern. Bisher habe er sie alle mehr oder weniger für Narren gehalten, jetzt merke er aber, daß sie den Arabern weit überlegen seien. Stanleys Vorschlag, er solle doch einmal mit nach London kommen und dort die Europäer und ihre Werke an der Quelle kennen lernen, beantwortete er nach guter Moslimart mit den frommen Worten „In seha Allah“. So Gott will, werde ich hinfahren. Und dabei ist es bis heute geblieben. Seine Mittel hätten ihm längst erlaubt, eine Reise nach Ulaia zu unternehmen, aber allen ihm gemachten Vorschlägen gegenüber ist es stets bei dem guten Willen geblieben. Allah hat es eben noch nicht gewollt!

Am 18. März kam die Madura an der Kongomündung an. Die Aussichten zur Fahrt den Fluß aufwärts waren sehr ungünstig, da die erwarteten Dampfer nicht zur Verfügung standen. Schließlich gelang

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

aus eignete. Der nächste nach ihm und im Falle seiner Behinderung sein Vertreter sollte Jameson sein.

Am 16. Juni traf Stanley in Jambuja ein, Barttelot hatte sich unterwegs von ihm getrennt, um Tippu Tip auf einem besonderen Dampfer nach seiner alten Station zu bringen. Dieser berichtet darüber das Folgende:

„Schließlich kamen wir nach dem Usokoflusse, weiter oben wird er Mature genannt. Stanley wandte sich mit seinen sämtlichen Boten nach jenen Ortschaften, wo damals viele meiner Leute erschlagen worden waren, als sie mit Salum bin Muhamed zogen. Auf jenem Flusse fuhr jetzt die Karawane Stanleys mit den Dampfboten. Mir und dem Major*) gaben sie ein Bot, das uns nach Stanley Falls bringen sollte. So kamen wir nach Stanley Falls. Und ich hatte Stanley um Pulver gebeten, damit ich die 500 Leute, die ich ihnen liefern mußte, wenn ich sie brächte, bewaffnen könnte. Doch er sagte: „Von dem Pulver, das ich habe, kann ich dir nichts abgeben, aber kaufe etwas dort in Stanley Falls.“ Ich hatte auch belgische Fahnen bekommen, die ich überall in den von mir beherrschten Ländern hissen sollte. Ich hißte sie in Stanley Falls, als ich ankam, und dort am Usoko hißten meine Leute die Fahne überall, wo sie hinkamen. In Stanley Falls zog ich die belgische Fahne an einem Maste auf. Der Major zog ab und wir verabschiedeten uns.“

Am 23. Juni kam Barttelot in Jambuja an, am 28. trat Stanley seinen eiligen Vormarsch zum Albertsee an. Vorher übergab er dem Kommandeur des Nachtrupps die nachstehend abgedruckte Instruktion.

Der Kern der Anweisung bestand darin, daß die Nachhut auf alle Fälle dem Vortrupp so schnell wie möglich folgen solle. Stanley hatte es durchaus in den Bereich der Möglichkeit gezogen, daß Tippu Tip die von ihm versprochenen Träger nicht oder nicht in genügender Anzahl liefern würde und hatte über dessen Vertrauenswürdigkeit mit Barttelot, nachdem dieser die Instruktion empfangen, noch ein längeres Gespräch. Wenn dieses so stattgefunden hat, wie Stanley es schildert, so wurde dabei deutlich zum Ausdruck gebracht, daß auf diesen Araber kein unbedingter Verlaß sei. Der Versuch, ihn zum Freunde zu gewinnen, war ein Gebot der Notwendigkeit gewesen, denn ohne seinen guten Willen war nach den vorausgegangenen Kämpfen zwischen Arabern und Belgiern ein Durchmarsch durch die zu passierenden Gebiete unmöglich. Ob er aber dem Einfluß seiner rachsüchtigen

---

*) **Aus Stanley: Im dunkelsten Afrika. Deutsch von Wobeser. Erschienen bei Brockhaus, Leipzig 1890. Bd. 1, S. 112—115.**

[illegible] 60 [illegible]

[illegible]

er in auffallend kurzer Zeit 500 Träger, an deren Nichteintreffen ihn keine direkte Schuld traf, bereit schaffte. Selbst wenn man ihm schwere Nachlässigkeit nachzuweisen vermöchte, muß man vieles zu seiner Entschuldigung gelten lassen. Die Lieferung der Träger war ihm gegenüber nicht als Hauptzweck des Engagements ausgesprochen, er war in erster Linie Gouverneur des Stanley Fallsgebietes und hatte als solcher mancherlei Aufgaben, die ihn bald hier bald dorthin riefen. Heute hatte er in Kassongo Recht zu sprechen, morgen hatte er am Lomami Unruhen zu unterdrücken. Außerdem war Tippu Tip Kaufmann und seine geschäftlichen Angelegenheiten lagen ihm natürlich näher als das Wohlergehen Stanleys, dem gegenüber er sich durch einmalige Lieferung von 500 Leuten frei fühlte. Und etwas Besonderes für Stanley zu tun, fühlte er ganz und gar keine Veranlassung, wenn man berücksichtigt, welche Erfahrungen er selbst mit den von jenem gegebenen Versprechungen gemacht hatte.

Die moralische Verantwortung für das traurige Schicksal der Nachhut darf jedenfalls Tippu Tip nicht aufgebürdet werden. Sie trifft in erster Linie wohl Stanley selbst, der einen großen Teil seiner Reisegenossen unter Verhältnissen zurückließ, deren Schwierigkeiten er kannte und denen jene sich nicht gewachsen zeigten. Zu verurteilen sind ferner die die Nachhut befehligenden Europäer dafür, daß sie sich den eintretenden Schwierigkeiten gegenüber gänzlich ratlos zeigten. In der von Stanley gegebenen Instruktion war der Fall, daß die Träger nicht geliefert würden, genau vorgesehen. Trat dies ein, so sollte der Nachtrupp, so gut oder schlecht er dies konnte, versuchen, ohne fremde Hilfe auszukommen und in ganz kleinen Märschen folgen. Das war deutlich ausgesprochen. Statt dessen ließ Barttelot ein ganzes Jahr vergehen, während dessen der größte Teil seiner Leute, die allein die Reise zur Not gemacht hätten, elend umkamen.

Endlich hatte er eine ihm ausreichend erscheinende Menge von Trägern zusammen und entschloß sich am 14. Juni 1888 zum Aufbruch. In 43 Tagen erreichte die Karawane nach 114 Kilometer langem Marsche das Dorf Banalja, eine Station Tippu Tips, die von einem Araber Abdallah Karoni befehligt wurde. Mit diesem geriet der Major in Streit, sodaß er sich entschloß, nochmals nach den Stanleyfällen, die er während des Jahres siebenmal aufgesucht hatte, zu reisen und sich bei Tippu Tip zu beschweren. Aber er kam nicht dazu. Am Morgen des 19. Juli wurde er von einem Manyema, namens Senga, dessen lärmendem Weibe er Ruhe gebot, meuchlings erschossen. Einen Augenblick schien es, als sollte dies das Zeichen zu einer allgemeinen Meuterei werden, dem einzigen bei der Karawane noch an-

weichenden Engländer Bonny gelang es jedoch, der Aufregung Herr zu werden, wenngleich er nicht verhindern konnte, daß verschiedene Lasten ausgeplündert wurden.

Nach drei Tagen erschien mit den letzten Nachzüglern auch Jameson, der der Instruktion gemäß nunmehr das Kommando übernahm. Um für die Folgezeit ganz sicher zu gehen, beschloß er, Tippu Tip gegen Anerbietung einer hohen Geldsumme zu bewegen, die Karawane selbst bis zum Albertsee weiterzuführen und begab sich zu diesem Zwecke wiederum nach den Stanleyfällen. Sein Eintreffen dort und die mit Tippu Tip gepflogenen Verhandlungen werden in der Autobiographie folgendermaßen geschildert:

Nach einem Monat erschien Jameson und erzählte, daß der Major erschossen worden sei. Sein Mörder sei Sanga, der jedoch entkommen sei. Auch einige Leute seien entflohen und es fehlten etwa zehn Lasten. „Dort“ so sprach er weiter, „alle übrigen Lasten haben wir zusammen an einer Stelle [illegible] in der Nähe sind, aufbewahrt; auch alle übrigen Leute sind dort. Und jetzt bin ich gekommen euch zu bitten, daß ihr mit mir reist.“ Nämlich er und die Neger. Wir fragten ihn: „Weshalb hat Sanga den Major erschossen?“ Er antwortete: „Weil er ihm verboten hatte, eine Trommel zu [illegible]. Und seine Kommandeure*) sagten: Herr, [illegible] ist aus Freude über unseren Aufbruch. [illegible]

[illegible]

Jameson [illegible]

*) [illegible]

hier und wir stehen unter ihm, wie sollte er da wegreisen? In seinem Vertrage steht, daß er euch Leute gibt, nicht daß er selbst mitzieht.“ Da versprach Jameson, 50—60000 Dollar zu zahlen, und wenn man sie in Europa nicht geben wollte, so wollte er es von seinem eigenen Gelde zahlen. Doch die Belgier antworteten ihm: „Wenn du den Hamed bin Muhamed willst, so gehe nach Banana und telegraphiere. Wenn er Erlaubnis bekommt, dich zu führen, so könnt ihr nachher seinen Lohn vereinbaren.“

Darauf entschloß sich Jameson, dieserhalb telegraphisch in Brüssel anzufragen, und begab sich flußabwärts, um die Depesche selbst aufzugeben. Er kam jedoch nur bis zum Lomami, erkrankte dort an Fieber und starb.

Von den übrigen der Expedition angehörigen Europäern war Troup schwerkrank nach Europa geschickt worden, Ward hatte anscheinend Meinungsverschiedenheiten mit dem Major gehabt und hielt sich, die telegraphischen Weisungen des heimischen Komitees erwartend, fern von der Karawane am Unterkongo auf.

Auch die eingeborenen Mitglieder der jetzt unter Bonnys Befehl stehenden Nachhut waren durch Krankheiten und Entbehrungen auf die Hälfte zusammengeschmolzen. In diesem jämmerlichen Zustande traf Stanley, vom Albertsee zurückkommend, sein Reservekorps, auf das er so große Hoffnungen gesetzt hatte, am 17. August 1888 in Banalja wieder an. Nach einer höchst beschwerlichen Reise hatte er am 29. April den Pascha in Kawalli am Westufer des Albertsees glücklich erreicht, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß ihm für den Augenblick keine Gefahr drohte, war er am 1. Juni umgekehrt, um die vor Jahresfrist am Aruwimi zurückgelassenen Expeditionsmitglieder nachzuholen.

Nunmehr genügend mit Trägern ausgerüstet, kehrte er am 18. Januar 1889 zum Albertsee zurück und führte den Pascha, der seinen Posten höchst ungern aufgab, halb wider seinen Willen nach der Ostküste, die am 4. Dezember in Bagamoyo erreicht wurde. Es ist bekannt, daß Emin, der mehr als ein Jahrzehnt den Gefahren Zentralafrikas standgehalten hatte, dort durch einen Unfall beinahe das Leben eingebüßt hätte. Bei einem ihm zu Ehren am nächsten Tage von den deutschen Beamten veranstalteten Bankett stürzte er in seiner Kurzsichtigkeit aus dem Fenster und erlitt einen Schädelbruch, der ihn auf ein langes Krankenlager warf. Genesen, trat er als Reichskommissar in den Dienst der jungen deutschen Kolonie.

[illegible] Kapitel.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„Jeden Monat kamen Europäer ins Lager in zwei oder drei Boten und alle verluden sie Elfenbein, mußten auch öfter etwas zurücklassen. Es wurde ganz voll von Europäern in Stanley Falls und alles, was man haben wollte, war zu bekommen. Es war ein ganz großer Hafen und alles, was man sich wünschte, war zu bekommen; es kamen auch belgische und französische Handelsgesellschaften und überall entstanden blühende Städte. Und jedes Bot, das kam, verlud Elfenbein.

Und es war in Stanley Falls wie an der Küste. Niemand ließ sich etwas aus Zanzibar oder Tabora oder Ujiji kommen, alles war hier zu haben."

Mit den Europäern, insonderheit den Belgiern, lebte Tippu Tip in gutem Einvernehmen. Einmal besuchte ihn auch der Gouverneur, um über die Festsetzung eines Elfenbeinzolles mit ihm zu verhandeln. Unser Erzähler gibt an, der Kongostaat hätte von jedem Frasila eine Naturalabgabe von 5 Pfund (etwas über 14 Prozent) verlangt. Tippu Tip hätte dies für sein eigenes Elfenbein zugestanden, jedoch gebeten, den anderen Arabern nur 3 Pfund vom Frasila (etwa 9 Prozent) abzunehmen. Diese Bitte sei gewährt worden und die Araber seien damit einverstanden gewesen.

An anderer Stelle habe ich über ein derartiges Abkommen, wonach Tippu Tip höher besteuert gewesen sein soll als andere Araber, nichts gefunden, tatsächlich wurde um die Zeit, als er Wali in Stanley Falls war, eine Naturalabgabe von vier Pfund auf das Frasila Elfenbein festgesetzt. Nun ist es ja nicht unmöglich, daß er um seine Stammesgenossen der Steuer geneigter zu machen, sich selbst ungünstiger behandeln ließ, um ihnen Erleichterungen zu schaffen. Er fand ja schließlich doch Mittel und Wege, um auf seine Rechnung zu kommen.

Während er so im Dienste einer europäischen Macht seinen Geschäften nachging, erhielt er aus der Heimat die Kunde, daß sein alter Gönner Sejjid Barghasch gestorben war. Schon lange leidend, hatte er am 27. März 1888 sein tatenreiches Leben beschlossen. Die körperlichen Drangsale, die ihm die letzten Jahre schwer gemacht hatten, waren jedoch gering im Vergleich zu dem seelischen Leiden, die ihm den Lebensabend trübten.

Barghasch hatte bekanntlich im Jahre 1870 den durch den sehnsüchtig erwarteten Tod seines Bruders Majid frei gewordenen Tron seines Vaters bestiegen. Wie dieser der Typus eines vornehmen Arabers und orientalischer Despot vom Scheitel bis zur Sohle, hatte er für sein Land noch einmal die Zeiten alten Glanzes wachgerufen, die mit Saids Tode zu Grabe getragen schienen. Die

von ihm mit Interesse verfolgten und nach Kräften unterstützten Streifzüge seiner Untertanen ins dunkle Innere brachten reiche Schätze ins Land, von denen er durch Erhebung beträchtlicher Zölle seinen Anteil nahm. Auf der Insel selbst stand die Landwirtschaft, insonderheit die Nelkenkultur, in höchster Blüte und der Sultan begnügte sich nicht allein an den Erträgnissen seiner eigenen Pflanzungen, sondern zog auch eine hohe Steuer aus der Ernte seiner Untertanen. Dreißig Prozent aller Nelken mußten ihm abgegeben werden. Auch ein guter Kaufmann war er und hatte eine ganze Flotte von Handelsschiffen auf dem indischen Ozean schwimmen.

Die reichen Mittel, die er so gewonnen, setzten ihn in die Lage, den eines orientalischen Fürsten würdige Pracht zu entfalten. Der Palast, den er sich baute und der jetzt noch seinen Nachfolgern als Wohnung dient, führt wegen seiner verschwenderischen Ausstattung den Namen Beit el ajaib, Haus der Wunder. Auch zahlreiche Landschlösser, an den schönsten Punkten der Insel belegen und noch jetzt gern besucht, sind sein Werk. Doch nicht allein im äußeren Glanz ging er auf, sondern als weiser Herrscher verwendete er die ihm zufließenden Schätze auch zum Wohle seiner Landeskinder. Ein bleibendes Denkmal hat er sich durch Anlage einer hervorragenden Wasserleitung gesetzt. Von Chemchem, einer ergiebigen Quelle nördlich der Stadt, leitete er in meilenlangen Röhren ein vorzügliches Trinkwasser herab, das aus zahlreichen Brunnen von jedem Inselbewohner bis in die Jetztzeit kostenlos geschöpft werden darf.

Die Jahre der Ruhe und Pracht gingen bald vorüber. Die Europäer, die früher als friedliche Kaufleute im Lande geduldet waren oder als harmlose Forscher nach Innerafrika ins Innere gezogen waren, begannen politisch gefährlich zu werden, und es kam zu den Ereignissen, die wir bereits im vorigen Kapitel berichtet haben. Am Abend seines Lebens sah Burghasch seine festländischen Besitzungen verloren, und ihm war die Zeit nicht mehr fern, da das Land seiner Väter ganz unter abendländische Botmäßigkeit fallen sollte.

Die Nachricht von Burghaschs Tode erreichte Tippu Tip über Europa, wohin sie telegraphisch gemeldet war. Auch ein Zeichen, wie sich die Zeiten geändert hatten. Vor zwei Jahrzehnten war er, wie so viele seiner Stammesgenossen, von der Ostküste abgegangen und weiter und weiter zum Westen vorgedrungen, ohne zu wissen, wie der Weg enden würde, Jahre lang von der Verbindung mit der Heimat abgeschnitten. Jetzt waren vom Westen her die Abendländer in die von ihm erschlossenen Gebiete vorgedrungen und hatten dort mit dem [illegible]legenen Erfindungen ihres Geistes die Herrschaft an sich gerissen.

Dampfbote befuhren den aus Jahrtausende langem Schlafe geweckten afrikanischen Strom und verbanden die entferntesten Bollwerke der arabischen Sklavenjäger mit der europäischen Kultur.

Tippu Tip, der stets auf gute Beziehungen zu seinen Landesherrn hielt, sandte alsbald Barghasch's Nachfolger, seinem Bruder Chalifa, eine Botschaft, die diesem Glückwünsche zur Thronbesteigung darbringen und ihm die Ergebenheit seines einflußreichen Untertanen versichern sollte. Tippu Tips Sohn, Sef, war gerade kurz vorher zur Küste aufgebrochen und konnte noch durch Eilboten eingeholt und angewiesen werden, als Herold seines Vaters vor dem neuen Sultan zu erscheinen.

Aber auch unser Held selbst wurde bald auf unliebsame Weise an die Heimkehr nach Zanzibar gemahnt. Der König der Belgier ließ ihm mitteilen, Stanley habe schwere Beschuldigungen gegen ihn erhoben. Er solle am Morde des Major Barttelot schuld sein und durch Verletzung seiner Stanley gegenüber vertragsmäßig übernommenen Pflichten der von diesem geleiteten Expedition bedeutenden materiellen Schaden verursacht haben. Stanley habe ihn in Zanzibar vor dem englischen Gerichte verklagt, ein großer Prozeß stehe ihm bevor, und seine dortige Habe sei bereits mit Beschlag belegt worden. Eine gerichtliche Ladung werde ihm wahrscheinlich bald zugehen.

Diese Nachricht scheuchte Tippu Tip aus seiner Ruhe auf und alsbald entschloß er sich, nach Zanzibar zu reisen, um sich gegen die wider ihn erhobenen Anschuldigungen zu verteidigen. Im März 1890 brach er auf, nachdem er von den Europäern seiner Station in aller Freundschaft Abschied genommen hatte. Zum Wali wurde an seiner Stelle Raschid, der Sohn seines Vetters und Kampfgenossen Bwana Nzige eingesetzt, seine Handelsinteressen sollten während seiner Abwesenheit zwei befreundete Araber für ihn wahrnehmen.

Die Stammesgenossen in Stanley Falls suchten Tippu Tip auf alle mögliche Weise von der Reise zur Küste abzuhalten, sie fürchteten, es könne ihm vor dem Forum der Europäer schlecht ergehen. Auch an den altgewohnten Stätten, die er durchzog, in Nyangwe und Kassongo, prophezeite man ihm das schlimmste und riet ihm, doch lieber all sein Hab und Gut in Zanzibar fahren zu lassen und hier unter seinen Freunden, dem Arm der Gerechtigkeit fern, sich seines Lebens zu freuen. Er hätte ja auch im Innern Vermögen genug, um behaglich leben zu können.

Tippu Tip aber in seiner überlegenen Klugheit schlug alle gutgemeinten Ratschläge in den Wind. Erstens fühlte er sich unschuldig glaubte den Beweis an der Küste bringen zu können. Zweitens er sich, daß er, wenn wirklich die Entscheidung gegen ihn aus-

stellen wollte, [illegible] den jetzigen Zeitläuften auch im tiefsten Innern vor der Macht der Europäer nicht sicher wäre. Wen hätte er wohl gegen die Feuerwaffen der Weißen zu Hilfe rufen sollen? Was die Manyema für Strategen waren, hatte er vor Jahren kennen gelernt, als er mit einem Häuflein Gewehrträger die durch innere Zwietracht entzweiten Stämme einen nach dem anderen besiegte. Er hatte [illegible] mit eigenen Augen die überlegene Macht der Europäer kennen gelernt und wußte, daß diesen mit so ungeschulten Wilden, wie sie ihm hier zu Gebote standen, nicht beizukommen war.

Es scheint auch den ihn umgebenden Arabern recht deutlich geworden zu sein, mit Ausdrücken wie Unsinn und Dummköpfe warf er nur so um sich.

Als selbst sein Freund [illegible] Miene machte, zum Widerstand gegen die Europäer überzugehen, [illegible] die Geduld, und ganz [illegible] erwiderte er: „Auch Du redest so etwas? Ich habe Dich immer für einen verständigen Mann gehalten, und nun redest Du so etwas."

Auf dem Wege nach dem [illegible] begegnete Tippu Tip dem [illegible] dem [illegible] des dortigen Bezirks. Dieser erzählte ihm, Rumaliza, der in Ujiji ein Hauptquartier hatte, rüste sich, die Europäer [illegible] des Sees anzugreifen. Damals hatte im Auftrage der belgischen Antisklavereigesellschaft der Kapitän Jacques eine Expedition unternommen und durch [illegible] [illegible] in ihren eigentümlichen Interessen [illegible]. Bei dem [illegible] in einen [illegible] wurde es Rumaliza [illegible] für seine ehrgeizigen Pläne [illegible] Anhänger zu finden.

Schon vorher hatte Tippu Tip ihn vor den Absichten seines [illegible] gewarnt und ihn energisch angewiesen, alle Feindseligkeiten einzustellen. Ihr Plan war [illegible] zu seiner Freude erfuhr er noch, daß aus dem geplanten Angriff nichts geworden war. Rumaliza selbst hatte [illegible] den Befehlen Tippu Tips [illegible] alle Vorbereitungen zum Kampfe getroffen. [illegible] hatte glücklicherweise [illegible] Waffen, und so mußte er [illegible] gezwungen von einem Kriege abstehen, der die Interessen der Araber mindestens ebenso sehr geschädigt hätte wie die der Belgier. Später, als Tippu Tip außer Landes war, wiederholte Rumaliza den [illegible] fehlgeschlagenen Angriff und eröffnete damit eine Periode [illegible] Kämpfe, in denen viel Blut vergossen und schließlich die Macht seiner Stammesgenossen ganz gebrochen wurde.

Tippu Tip, der sich immer noch im Dienste des Königs der [illegible] fühlte, [illegible] den ihm gewordenen Anweisungen gemäß [illegible]

Mtoa das blaue Banner mit dem goldenen Stern, setzte dann über den Tanganika und marschierte von Ujiji aus der Heimat seines Vaters, Tabora, zu.

Unterwegs erhielt er Briefe aus Zanzibar, darunter auch die bereits angekündigte gerichtliche Ladung. Stanley hatte ihn auf 90 000 Dollar (etwa 220 000 M.) Schadenersatz verklagt, und der englische Richter Cracknall teilte ihm mit, daß, wenn er nicht innerhalb von sechs Monaten vor Gericht erschiene, gegen ihn erkannt werden würde.

Mit dieser Ladung hatte es übrigens eine besondere Bewandtnis. Der arabische Text führte als Kläger „Emin Pascha und seine Leute" an, gemeint war natürlich das Emin Pascha Entsatzkomitee. Jedenfalls war die Fassung geeignet, Mißverständnisse hervorzurufen, und der Pascha erließ, sobald er Kenntnis von dem Mißbrauch seines Namens erhielt, sofort eine öffentliche Erklärung, die besagte, daß er mit dem Prozesse nicht das geringste zu tun habe, im Gegenteil von Tippu Tips Leuten, die ihn zur Küste geleitet hätten, im besten Einvernehmen geschieden sei. Die Erklärung wurde allen angesehenen Arabern Zanzibars gedruckt zugeschickt und auch an Tippu Tip ward ein Schreiben ähnlichen Inhalts abgesandt.

Emin Pascha war bei allen Leuten, die ihn näher kennen lernten, als besonders empfindlich bekannt, und hat oft Proben abgelegt, daß er sich durch grundlose Kleinigkeiten schwer verletzen lassen konnte. In diesem Falle handelte es sich aber um mehr. Er war gerade in den Dienst des Reichs getreten und stand im Begriff, eine größere Reise nach dem Innern anzutreten. Wenn nun durch jene von allen Arabern mit Interesse gelesene Ladung der Anschein erweckt wurde, daß er mit Tippu Tip, dem ungekrönten Herrscher Zentralafrikas, in schwerer Fehde lag, so mußte er der größten Schwierigkeiten auf seiner Reise gewärtig sein und es ist nicht zu verwundern, daß er alles tat, um irrtümliche Vermutungen, die sich an den Wortlaut jener Ladung knüpfen konnten, zu berichtigen.

Daß der englische Richter mit Absicht die klägerische Partei so zweideutig bezeichnet hat, ist, obwohl er bis an sein Lebensende ein grimmiger Deutschenfresser gewesen ist und Emin sicher nichts gutes gegönnt hat, kaum anzunehmen. Jedenfalls aber hat er, auf das Bedenkliche der Fassung aufmerksam gemacht, nichts getan, um sich etwa daran knüpfende Zweifel zu zerstreuen.

In Unyanyambe konnte sich Tippu Tip wieder zuhause fühlen. Sein alter Freund Mirambo war allerdings seit einigen Jahren tot, auch sein nach ihm regierender Bruder Mpanda Scharo war inzwischen

gestorben. Jetzt herrschte ein Sohn Mirambos, der die alte Freundschaft seines Vaters für Tippu Tip beibehalten hatte und ihn, wie dieser es sonst getan, würdig aufnahm. Auch auf der englischen Missionsstation nahe bei Tabora wurde ihm ein gastlicher Empfang zu Teil.

Die Veränderungen, die unser Held bei seiner diesmaligen Rückkehr in dem heimischen Bezirk vorfand, waren noch weit größer, als die, welche er bei seinem vorigen Besuch zu sehen bekam. Um sie zu schildern, müssen wir an die Ereignisse anknüpfen, bei denen wir im zwölften Kapitel die historische Darstellung der deutschen Erwerbungen in Ostafrika abbrachen.

Im April 1888 hatte Seijid Chalifa den Vertrag unterzeichnet, durch den die Küste unserer jetzigen Kolonie der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft pachtweise abgetreten wurde. Neben der Verwaltung der Zölle wurden sämtliche bisher vom Sultan ausgeübten Hoheitsrechte, insonderheit auch die Gerichtsbarkeit, der Gesellschaft übertragen, die als äußeres Zeichen ihrer Macht an allen von ihr besetzten Plätzen neben dem roten Sultansbanner ihre eigene Flagge hißte. So geschmacklos diese auch zusammengesetzt ist — sie zeigt neben den deutschen Farben als Wappen das Kreuz des Südens — so zeigte doch dem äußeren Blick der Flaggenwechsel die tatsächliche Eroberung des abgetretenen Gebietes [illegible].

Die eingeborene Bevölkerung stand den neuen Herren von vornherein mißtrauisch gegenüber. [illegible] gegen die deutschen Kaufleute [illegible] wurde, trat in verstärktem Maße jetzt bei der gesamten Küstenbevölkerung den Beamten der Gesellschaft gegenüber zu. [illegible] ganz unter die Herrschaft der Europäer zu kommen, die mit ihren Bestimmungen [illegible] was bisher gang und gäbe gewesen war. [illegible]

plötzlich beraubt sahen. Auch die einheimischen Häuptlinge, die die Oberhoheit des Zanzibarsultans unbeschränkt anerkannt hatten, sahen sich durch die an der Küste sich niederlassenden Fremdlinge bedroht und wurden unschwer für eine Bewegung gegen diese Eindringlinge gewonnen. Ein bequemes Hetzmittel gab bei dem allgemeinen Unwillen die Religion ab, so gleichgiltig der Ostafrikaner sonst auch seinem Seelenheil gegenübersteht. Es wird auch behauptet, daß die Angestellten der Gesellschaft in der Behandlung der Eingeborenen nicht immer den rechten Takt gezeigt hätten. Sie waren zumeist junge Leute und standen ungewohnten Verhältnissen gegenüber, da mögen Mißgriffe vorgekommen sein. Doch darf man behaupten, daß selbst das weiseste und maßvollste Vorgehen die Bewegung nicht aufgehalten hätte.

Der Sultan, der nur gezwungen in den Küstenvertrag gewilligt hatte, tat nichts, um die beunruhigten Gemüter zu besänftigen, im Gegenteil hat er zweifellos den beginnenden Feindseligkeiten mit Behagen zugesehen und, soweit es in seinen Kräften stand, den Widerstand der Küstenbevölkerung gegen das neue Element unterstützt.

Der erste offene Widerstand *) wurde im August 1888 in Pangani geleistet, wo der Sultanswali die Hissung der Gesellschaftsflagge zu hindern suchte. Das Erscheinen zweier Kriegsschiffe, der Möwe und Carola, schaffte zwar augenblickliche Beruhigung, kaum waren sie aber fort, so wurden die beiden Beamten der Gesellschaft von den Eingeborenen in ihrem eigenen Hause gefangen gesetzt und konnten nur mit Mühe durch Intervention des Engländers Mathews, des bekannten Sultansgenerals und späteren Premierministers Zanzibars, gerettet werden. Auch in Tanga und Bagamoyo kam es bald im Monat September zu Feindseligkeiten. Die Seele des Aufstandes war der Araber Buschir bin Salum el Harthi, der sich durch erfolgreiche Kämpfe gegen Mirambo und selbst durch bewaffneten Widerstand gegen den Sultan Barghasch kriegerischen Ruhm erworben hatte. Er hetzte auch den einflußreichen Sultan von Useguha, dem Hinterland von Saadani, zum Widerstande auf. Die Gesellschaft stand dem beginnenden Aufstande gänzlich machtlos gegenüber, die deutschen Kriegsschiffe konnten natürlich nur an den größeren Hafenplätzen einschreiten und dauernden Frieden nicht schaffen. Außer Bagamoyo und Daressalaam mußte die ganze Nordküste aufgegeben werden, Ende des Jahres fiel auch der Süden den Rebellen anheim. In Lindi und Mikindani konnten sich

*) Vergl. für das Folgende: Rochus Schmidt, Geschichte des Araberaufstandes in Ostafrika.

die Angestellten der Gesellschaft, als aller Widerstand aussichtslos schien, mit genauer Not noch retten, in Kilwa büßten zwei wackere Beamte ihr heldenmütiges Aushalten auf dem ihnen anvertrauten Posten mit dem Tode.

Inzwischen hatte man in der Heimat eingesehen, daß, wollte man die deutsche Sache in den neuen Gebieten nicht ganz aufgeben, das Reich energische Maßregeln ergreifen müßte. Nach kurzen Verhandlungen mit England und Portugal, unseren ostafrikanischen Nachbarn, wurde beschlossen, die gesamte Küste zwischen 10° 28′ und 2° 10′ südlicher Breite zu blockieren, um die Einfuhr von Kriegsmaterial zu verhindern. Die Blockade wurde am 2. Dezember durch die deutschen und englischen Admirale Deinhardt und Freemantle eröffnet. Ein weiterer entscheidender Schritt wurde getan, als am 30. Januar 1889 der Reichstag ein Gesetz annahm,*) durch das zum wirksamen Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika dem Reich ein Betrag von 2 Millionen Mark zur Verfügung gestellt und bestimmt wurde, die Ausführung der erforderlichen Maßregeln einem Reichskommissar zu übertragen.

Zu diesem Posten wurde, wie bekannt, der Hauptmann Hermann Wissmann, berufen. Dieser hatte seinen Ruhm als Afrikaforscher durch die von uns im zehnten Kapitel erwähnte Durchquerung des dunklen Kontinents von West nach Ost begründet, hatte in den Jahren von 1883—1885 erfolgreiche Forschungsreisen im Kongobecken gemacht, und eine Ende desselben Jahres nach dem Süden des neubegründeten Kongostaates unternommene Expedition wider seinen Willen, gezwungen durch die Haltung der damals mit den Belgiern im Krieg liegenden Araber, zu einer zweiten Afrikadurchmessung ausgedehnt.

Nachdem er so beinahe acht Jahre lang mit ganz kurzen Unterbrechungen im Innern Afrikas tätig gewesen war, kehrte er im Sommer 1888 nach der Heimat zurück. Hier wurde er gleich wieder dazu ausersehen, gemeinsam mit Dr. Peters die von deutscher Seite zum Entsatz Emin Paschas geplante Expedition zu leiten, er konnte aber noch im letzten Augenblicke für den Posten als Reichskommissar gewonnen werden.

Mit größter Eile wurden die Vorbereitungen zur Niederwerfung des Aufstandes getroffen. Auf Wissmanns Vorschlag sollten eingeborene afrikanische Stämme unter dem Kommando deutscher Offiziere und

*) Um sich im Reichstag eine Mehrheit zu schaffen, hatte man in geschickter Weise die Sklavereifrage mit eingeflochten. Dadurch wurde das Zentrum gewonnen. Dieselbe Taktik hatte Bismarck bereits vorher angewendet, um England zur Mitwirkung bei der Blockade zu nötigen.

Unteroffiziere verwendet werden. Mit Genehmigung der ägyptischen Regierung wurden 700 Sudanesen, nach Verhandlungen mit Portugal 100 Zulus angeworben. An Europäern wurden 21 Offiziere (einschließlich Ärzte und Beamte) und 40 Unteroffiziere eingestellt.

Am 21. März 1889 traf Wissmann in Zanzibar ein, von wo er nach kurzem Aufenthalt mit dem Chef des deutschen Geschwaders, Admiral Deinhardt, nach dem Festlande weiterfuhr. Am 28. April wurde nach einem mit dem Generalvertreter der deutschostafrikanischen Gesellschaft, Herrn v. St. Paul-Illaire, geschlossenem Vertrage die gesamte Verwaltung des Gesellschaftsgebietes, ausschließlich der Zölle, dem Reichskommissar übertragen. Am 29. April langte das erste Transportschiff mit Sudanesen in Bagamoyo an, am 6. Mai waren alle Streitkräfte versammelt und Schlag auf Schlag folgten nun die kriegerischen Ereignisse, durch die nach und nach der Widerstand der Rebellen gebrochen wurde.

Am 8. Mai wurde Buschiris befestigtes Lager bei Bagamoyo erstürmt, dieser selbst entkam leider. Bana Heris Quartier Saadani, das bereits früher ohne dauernden Erfolg von der Marine beschossen worden war, ward am 6. Juni genommen, am 9. Juli Pangani und um dieselbe Zeit durch die Marine auch Tanga. Inzwischen waren verschiedene Versuche gemacht worden, mit den Aufständischen friedliche Verhandlungen anzuknüpfen, sie hatten jedoch zu keinem Ergebnis geführt. Sleman bin Nasorel Lemki, der auch in Europa hinreichend bekannte spätere Wali von Daressalaam war vom Reichskommissar nach Pangani gesandt worden, um mit den dortigen Arabern zu unterhandeln, wurde jedoch dort mit Flintenschüssen empfangen und konnte nicht landen. Auch Tippu Tips Sohn Sef versuchte vergeblich sich nützlich zu machen. Aus dem Innern kommend, hatte er mit einer großen Elfenbeinkarawane bei Saadani die Küste erreicht und mit Wissmanns Erlaubnis seine Schätze nach Zanzibar weitergeführt. Auf dessen Wunsch ging er nach Saadani zurück, um Bana Heri zum Frieden zu überreden, er erzielte jedoch keinen Erfolg.

Als Buschiri an der Küste seine Macht gebrochen sah, zog er weiter ins Innere und überfiel die Stadt Mpapwa, wo die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft eine Niederlassung hatte. Diese zerstörte er. Wissmann folgte ihm mit einer größeren Truppenmacht, erreichte Mpapwa am 10. Oktober und gründete dort eine neue stark befestigte Station.

Buschiri war inzwischen wieder abgezogen, er hatte unter den kriegerischen Wahehe und Mafiti zahlreiche Anhänger gefunden und dachte sich nun, die Abwesenheit des Reichskommissars zu einem erneuten Vorstoß gegen die Küste zu benutzen. Er war bereits bis

auch in Mikindani wurde eine Station errichtet. Die Unterwerfung des Aufstandes war damit vollendet und Wissmann konnte am Ende des Monats einen Heimatsurlaub antreten, um seine durch die ununterbrochenen Anstrengungen von 14 Monaten schwer geschädigte Gesundheit wieder herzustellen.

Inzwischen war man in Berlin bemüht gewesen, die mit deutschem Blut erkauften afrikanischen Gebieten die internationale Anerkennung zu sichern. Im Anschluß an das Londoner Abkommen von 1. Nov. 1886 wurde im Juli 1890 mit England ein neuer Vertrag geschlossen, durch den die Kolonien von Deutsch- und Britisch-Ostafrika in ihrem jetzigen Stande geschaffen wurden.

Großbritannien verpflichtete sich, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, damit der Sultan freundschaftlich bewogen werde, die ihm noch gehörigen Küstenstreifen gegen eine billige Entschädigung an Deutschland abzutreten. Deutschland erkannte dafür das Protektorat Englands über die dem Sultan verbleibenden Besitzungen mit Einschluß von Zanzibar und Pemba an, ebenso Englands Schutzherrschaft über das Gebiet von Witu, auf das Deutschland durch Verträge mit dem dortigen Sultan gewisse Rechte erworben hatte. Für die zahlreichen Ansprüche, die Deutschland in Afrika aufgab, wurde es durch Abtretung der Insel Helgoland entschädigt. Am 4. November 1890 wurde das englische Protektorat über das Sultansgebiet erklärt.

Das Abkommen wurde bekanntlich allgemein als eine schwere Niederlage unserer Kolonialpolitik empfunden, vor allem wurde von denen, die die Verhältnisse aus eigener Anschauung kannten, bedauert, daß wir die unserer Küste vorgelagerte Insel Zanzibar mit der gleichnamigen Stadt, den Engländern überlassen haben. Es ist nicht Aufgabe dieses Werkes, an den Bestimmungen jenes Vertrages zu kritteln, nur auf das eine sei hingewiesen, daß noch heute der Hafen Zanzibar die ganze ostafrikanische Küste beherrscht, daß sämtliche größeren deutschen Firmen, an ihrer Spitze die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft und die deutsche Ostafrikalinie, dort ihre Hauptniederlassungen haben. Zanzibar muß für unsere Küste also doch mehr Bedeutung haben, als die Insel Bornholm für die Ufer der Ostsee. Diese Parallele wurde in der Druckschrift zur Rechtfertigung des deutsch-englischen Abkommens gezogen.

Der Betrag der Entschädigung, die der Sultan für Abtretung des Küstengebietes zu bekommen hatte, wurde durch Notenwechsel zwischen der deutschen und englischen Regierung vom 27./28. Oktober auf eine Million Mark in Gold festgesetzt, zahlbar in London bis zum Ablauf des Jahres 1890. Aufgebracht wurde diese Summe durch die

[illegible] [illegible], welche zur [illegible] dieser und [illegible] die [illegible] Anlagen nötiger Mittel das Privilegium zur Ausgabe von [illegible]obligationen im Betrage von [illegible] Mark [illegible]. Bestimmt wurde dies in einem Vertrage, [illegible] November [illegible] und die Gesellschaft [illegible]. Der [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

erhielt Emin, schon ehe er Tabora erreichte, ein Schreiben der Araber mit der Bitte, die deutsche Flagge in ihrer Stadt zu hissen.

Die Siege Wissmanns über die Aufständigen waren hier im Innern natürlich nicht unbekannt geblieben; jeder wußte, daß die Küste in deutsche Hände gefallen war, und war sich auch darüber klar, daß, wenn er mit den Herren dieser Küste in Streit lag, alle Schätze, die er sich in der Ferne aufgespeichert hatte, wenig kaufmännischen Wert behielten. Und wer den neuen Machthabern zum Trotz sich auf dem altgewohnten Wege nach der Heimat zurückwagen wollte, setzte vollends sein Leben aufs Spiel. Denen, die sich dieser Erkenntnis noch verschließen wollten, hatte kurz vorher das Beispiel des Mörders Muhammed bin Kasum die Augen geöffnet. So gebot den Arabern die eigene Klugheit, sich mit den Deutschen gut zu stellen. Besonders günstig traf es sich noch, daß kurz vor Emin ein einflußreicher Händler, der Wissmann ergeben war, der Belutsche Ismael, in Tabora angelangt war. Seiner Überredungskunst ist es nicht zum geringsten zu verdanken, daß die Araber aus eigenem Antriebe um den deutschen Schutz baten. Energisch gesträubt gegen die neue Oberherrschaft hatte sich nur der Häuptling Sike, aber auch sein Widerstand wurde schließlich durch das Drängen der Araber gebrochen.

Am 1. August hißte Emin in Tabora die deutsche Flagge. Mit den Arabern schloß er einen Vertrag, in dem sie ausdrücklich die deutsche Herrschaft in Unyanyemba anerkannten, aber das Recht zugebilligt erhielten, sich selbst einen Wali zu wählen. Sie einigten sich auf den Besar Sef bin Saad, der später, als in Tabora eine Station gegründet wurde, unter deren Befehl trat und den ihm durch das Vertrauen seiner Stammesgenossen übertragenen Posten bis zum heutigen Tage zur Zufriedenheit der Kolonialverwaltung ausgefüllt hat.

Den neuen Schutzherren sollte es nicht lange an Gelegenheiten fehlen, für ihre Untertanen mit der Waffe in der Hand einzutreten. Die räuberischen [illegible] hatten sich einmal wieder auf dem Kriegspfade und waren bereits [illegible]. Der Chef, [illegible], 25 Mann der [illegible] gesandt und [illegible]. Als dies nicht [illegible] Scharen [illegible] diese durch [illegible] unterließ [illegible] tägigem Kampfe [illegible] die Flucht geschlagen.

In Mpapwa erzählten ihm die Missionare eine sonderbare Geschichte von seinem Freunde Stanley. Dieser hatte nämlich in Europa das Gerücht verbreitet, Jameson hätte in Jambuja ein Sklavenmädchen gekauft, und in seiner Gegenwart von den Manyemas schlachten und auffressen lassen. Die Erzählung rief natürlich allgemeine Entrüstung hervor, und Jamesons Witwe reiste mit ihrem Schwager selbst nach Afrika, um an Ort und Stelle Beweise für die Grundlosigkeit der gegen ihren verstorbenen Gatten erhobenen Anschuldigungen zu sammeln. Während Mrs. Jameson in Zanzibar zurückblieb, rüstete ihr Schwager eine Expedition aus, um Tippu Tip selbst entgegenzugehen, und ihn zu befragen, was er von der Angelegenheit wüßte. Er kehrte jedoch in Mpapwa um, vermutlich weil er bis dahin bereits voll überzeugt worden war, daß die ganze Schauergeschichte, durch die der Ruf seines Bruders gefährdet werden sollte, eine böswillige Erfindung war.

Aktenmäßiges Material über diesen Zwischenfall steht mir leider nicht zur Verfügung, doch wird er auch von dem bekannten Schriftsteller Henryk Sienkiewicz, der gleichzeitig mit Mrs. Jameson in Zanzibar weilte, in seinen „Briefen aus Afrika" — nebenbei das albernste, was je über afrikanische Verhältnisse geschrieben — (S. 114 ff.) erwähnt. Er erzählt, Jameson sei auf Stanleys Erzählung hin, die man glaubte, allgemein verurteilt worden, und die Stellung seiner Witwe in der englischen Gesellschaft sei höchst bedenklich geworden.

Tippu Tip war empört, als er von diesen Anschuldigungen hörte, und machte seinen Gefühlen in folgenden Worten Luft. „Die Geschichte ist erlogen. Ich war nicht dabei, habe auch nichts davon gesehen oder gehört bis auf den heutigen Tag bei euch. Daß er, Jameson, so etwas tun könnte, ist garnicht möglich. Oder würde ich etwas derartiges dulden! Aber ich habe noch nie einen Europäer, noch sonst ein Geschöpf gesehen, das so löge wie er. Und wie können denn die Leute beurteilen, ob er lügt."

Und im Selbstgespräch fährt er wütend fort: all die großen Freundlichkeiten, die ich ihm erwiesen habe, genügten ihm noch nicht, als Dank wollte er mich jetzt noch ersäufen. Ich hatte ja schon eine Probe an seinen Versprechungen, die er mir gemacht hatte: „Wenn ich nach Europa komme, weiß ich garnicht, was ich dir alles geben soll, denn ich werde unermeßliches Gut und großen Einfluß bekommen." Und er schickte mir seine Photographie. Und als wir uns dann widersahen, schenkte er mir in Kapstadt einen Hund. Ich gab ihn gleich an Jameson weiter, es war ein winziges Hündchen. Ich wußte, daß er ein Lügner war. Aber nein, es genügte ihm nicht,

mit seinem Schwindel mich zu verleumden. Er verleumdete auch einen Toten, den Jameson.

Auf dem Weitermarsch durch Usagara erhielt Tippu Tip einen Brief des Gouverneurs, der ihn zu einer Besprechung einlud. Er erreichte in Bagamoyo die Küste und wurde, wie er wieder stolz erwähnt, von dem dortigen Bezirkshauptmann Schmidt mit hohen Ehren empfangen. Dann kam Freiherr von Soden selbst, um ihn nach Daressalaam, der neuen Residenz, abzuholen. Nachdem er hier noch einige Tage verweilt, fuhr er nach Zanzibar über.

Die Frist, die ihm von dem Gericht gestellt war, war natürlich längst verstrichen, aber von all den Drohungen, die in seiner Vorladung ausgesprochen waren, war keine verwirklicht worden. Stanley war mit seinen Anschuldigungen nicht durchgedrungen, und dessen Agent selbst, der Vertreter der Firma Smith Mackenzie & Co., bat ihn zu sich, und es wurde eine gemeinsame Urkunde unterzeichnet, nach der Tippu Tip und Stanley keinerlei gegenseitige Forderungen mehr hätten. Damit war die Angelegenheit aus der Welt geschafft. „Nur wenige Europäer erkundigten sich infolge der Lügen Stanleys nach der Geschichte mit Jameson.“

Sechzehntes Kapitel.

Der Zusammenbruch der arabischen Macht.

Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch und uns bleibt nichts, als mutig gefaßt die Zügel festzuhalten, und bald rechts bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam.

Goethe (Egmont).

Inhalt: Stationsgründung in Tabora. Unterwerfung Sikes. Sigls Zug zum Tanganika. Die belgischen Fortschritte im Kongostaat. Frieden der Belgier mit Ngongo Luteta. Sefs Zug gegen diesen. Tippu Tips Ansicht über den Beginn der Kämpfe. Sefs Niederlage am Lomami. Eroberung von Nyangwe und Kassongo, Stanley Falls und Kirundu. Rumalisas Kämpfe am Tanganika. Gefecht am Luama. Sefs Tod. Brüsseler Generalakte. Tippu Tips Prozesse mit Rumalisa und Tarias Erben. Tippu Tip als Privatmann.

Tippu Tip ist seitdem nicht wieder nach dem Innern gereist, es blieb ihm erspart, den völligen Zusammenbruch der arabischen Macht in den von ihm beherrschten Gebieten mit eigenen Augen anzusehen.

In Tabora hatte, wie im vorigen Kapitel erwähnt, Emin Pascha am 1. August 1890 die deutsche Flagge gehißt, bald darauf gründete Leutnant Sigl dort eine dauernde Station. Seine Stellung war nicht leicht, denn die Araber, die anfangs die deutsche Herrschaft willig angenommen hatten, waren durch die Kunde, daß der Pascha verschiedene ihrer Stammesgenossen am Viktoriasee hatte hinrichten lassen, aufs äußerste gereizt worden; durch sie wurde der Häuptling Sike, der sich nur widerwillig unterworfen hatte, aufs neue zum Widerstand ermutigt.

Solange Sigl selbst Stationschef war, wurde wenigstens äußerlich der Friede gewahrt. Nach seiner Ablösung ging Sike zu offenen Feindseligkeiten über. Ein Versuch von Sigls Nachfolger, Dr. Schwesinger, mit Hilfe der gerade anwesenden Antisklavereiexpedition unter Graf Schweinitz am 6. Juni 1892 Quikuru, die Boma des Häuptlings, zu

[illegible] sich [illegible] verschiedene, später Gefechte brachten keinen entscheidenden Erfolg. Endlich gelang es am 18. Januar 1891 den [illegible] nach einem heftigen Kampf Sikes befestigtes [illegible] im Sturm [illegible] der Häuptling selbst verlor mit zahlreichen Anhängern [illegible] Pulverexplosion sein Leben.

[illegible] dieses Kampfes Tabora [illegible] der Deutschen [illegible] gewann [illegible] und [illegible] Lieferung von 80 Trägern [illegible]

[illegible] die deutsche Herrschaft [illegible] Tabora [illegible] gefestigt. [illegible] bald darauf wieder die Leitung der dortigen Station [illegible] konnte nun darangehen, seinen Einfluß weiter nach dem Westen zu ausdehnen. Der Weg zum Tanganika war noch keineswegs sicher; häufig liefen auch Klagen über Plünderungen von [illegible] ein, zahlreiche einheimische Häuptlinge befehdeten sich untereinander und brachten so ihre und die Nachbarländer in Unruhe; zudem kam die Meldung, daß Muhamed bin Chalfan Rumaliza, der [illegible] eine ihm von Emin Pascha geschenkte deutsche Flagge vor einer zahlreichen Versammlung zerrissen und mit Füßen getreten [illegible] gedroht habe, die Deutschen bis aufs Messer zu bekämpfen. Er stand auch in dem später als begründet erkannten Verdacht, den [illegible] Sike kurz vor jenem Entscheidungskampfe mit [illegible] unterstützt zu haben. Seine Truppen wurden jedoch [illegible] Uramba von Eingeborenen überfallen. 200 Mann wurden niedergemacht, der Rest ergriff die Flucht.

[illegible] am 17. August 1891 eine starke Expedition unter [illegible] v. Zelewski heimtückisch vernichteten, soll [illegible] Angaben unterstützt haben.

[illegible] die Niederwerfung Sikes [illegible] Sige [illegible] selbst [illegible] Tanganika [illegible]. Er verließ am 19. Mai Tabora [illegible] verschiedene Sultane [illegible] und langte am 24. Juli in Ujiji [illegible] Tage [illegible] Ergebenheit [illegible] Er hißte in Ujiji die deutsche Flagge [illegible] letzte [illegible]

Schweg[illegible]

[illegible]

chefs [illegible]

unverständlichen Feindschaft [illegible]

wegen seiner [illegible]

heimlich, ohne seine Stammesgenossen in Kenntnis zu setzen, in einem kleinen Bot über den Tanganika gefahren und machte dort den Belgiern, die er ebenso wie die Deutschen als seine natürlichen Feinde ansah, wie wir später sehen werden, viel zu schaffen.

Mit diesem Zuge Sigls war das deutsche Interessengebiet bis zu seiner äußersten Westgrenze tatsächlich erobert; inzwischen waren auch die Belgier nicht müßig gewesen, ihren Einfluß in den sämtlichen ihnen vorbehaltenen Gebieten geltend zu machen. Im Süden unterwarfen in den Jahren 1891 und 1892 die Expeditionen von Stairs, Delcommune und Bia die Landschaft Katanga; um auch den Norden und Nordosten zu gewinnen, unternahm der Forscher van Kerkhove 1890 von Stanley Pool aus einen Zug bis zur Grenze von Wadelai. Am oberen Aruwimi hatte er zahlreiche Kämpfe mit Sklavenräubern zu bestehen, denen er, da seine Expedition militärisch vorzüglich ausgerüstet war, empfindliche Niederlagen beibrachte. Die Kunde hiervon erregte den Groll der am mittleren Kongo ansässigen Araber, die mit jenen Händlern alle mehr oder weniger in Verbindung standen und durch den Abbruch, der jenen in ihrem Handwerk getan wurde, sich selbst schwer getroffen fühlten. Mwinyi Mohara, das Haupt der Sklavenhändler in Nyangwe, schürte zu einem allgemeinen Aufstand und auf seine Veranlassung wurde im Mai 1892 der Europäer Hodister, der sich mit einer Handelsexpedition am Kongo südlich Stanleys Falls aufhielt, ermordet.

Die Ereignisse, die sich an diese Gewalttat anschlossen und mit dem gänzlichen Zusammenbruch der arabischen Macht auch westlich des Tanganika endigten, schildert Tippu Tip folgendermaßen:

Die Belgier hätten, um Hodisters Mord zu rächen, Sef, der bekanntlich seinen Vater in Stanley Falls vertrat, zur Waffenfolge gegen Mwinyi Mohara aufgefordert. Sef, der sich durch offene Feindseligkeit gegen diesen einflußreichen Sklaven- und Elfenbeinhändler natürlich mit allen seinen Stammesgenossen entzweit haben würde, hätte geantwortet, er dürfe einen so wichtigen Schritt nicht unternehmen, ohne seinen Vater vorher um Rat zu fragen. Darauf hätten die Belgier die Verhandlungen abgebrochen und mit Ngongo Luteta paktiert. Dieser war, wie erinnerlich, ein Sklave Tippu Tips und von seinem Herrn in dessen allereigentlichste Herrschaftsgebiete Utetera, zwischen Lomami und Kongo, als Statthalter eingesetzt worden. Nach Tippu Tips Abzuge von Stanley Falls wurde er ziemlich selbständig und erlaubte sich verschiedene Raubzüge in das Gebiet links vom Lomami. Er wurde deshalb von den Belgiern bekriegt und nachdem er mehrfach geschlagen war, unterwarf er sich Mitte 1892 dem Kommandanten

Dhanis, der jetzt in unmittelbarer Nähe seiner Hauptstadt Ngandu einen Militärposten gründete.

Sef hat — so behauptet Tippu Tip — nichts von dem Frieden Ngongo Lutetas mit den Belgiern gewußt. Er sei aufgebracht gewesen, daß der Vasall seines Vaters, nachdem er schon mehrere Unbotmäßigkeiten begangen, auf eigene Hand Krieg geführt habe. Er habe mehrfach versucht, Ngongo Luteta zur Nachgiebigkeit zu bewegen, dieser habe aber die Boten, die Sef ihm gesandt habe, einfach totschlagen lassen. So habe sich Sef gezwungen gesehen, mit den Waffen in der Hand gegen den ungehorsamen Sklaven vorzugehen. Zu seiner Überraschung seien dann die Belgier, mit denen er gar keine Feindschaft wollte, plötzlich für Ngongo Luteta eingetreten. So sei er gegen seinen Willen, einfach durch ein Mißverständnis, zu dem Krieg mit den Belgiern gedrängt worden.

Tippu Tip schiebt also, so vorsichtig er sich auch ausdrückt, die Schuld an dem Beginn der Feindseligkeiten den Belgiern zu, die hinter dem Rücken seines Sohnes mit seinem Vasallen konspiriert hätten. Es ist wohl kaum denkbar, das Sef, der als Nachfolger seines Vaters in Stanley Falls mit der Regierung des Freistaats in engster Fühlung stand, von der Annäherung zwischen Ngongo Luteta und den Belgiern nichts gewußt hätte; zumal die Tatsache, daß Dhanis eine Station bei Ngandu gegründet hatte, konnte ihm nicht unbekannt geblieben sein und mußte ihm zu denken geben. Tippu Tips Darstellung entspringt offenbar der Absicht, von seinem Sohn die Verantwortung abzuwälzen an den Ereignissen, die er selbst zweifellos schwer bedauert hat.

Es ist vielfach behauptet worden, Tippu Tip hatte als Wali des Kongostaats stets ein doppeltes Spiel getrieben. Beweise für diesen Vorwurf sind jedoch nicht erbracht worden. Als er das ihm von Stanley angebotene Amt übernahm, tat er es sicher in der Absicht, in den einst von ihm beherrschten Gebieten zu retten, was zu retten war. Daß er diese gegen die vom Westen eindringenden Belgier mit Waffengewalt nicht halten konnte, hatte er sich bei seiner Kenntnis der überlegenen europäischen Machtmittel längst klar gemacht, auch die zeitweiligen Erfolge, die während seiner Abwesenheit die Araber im Kampf gegen die Belgier erzielten, machten ihn darin nicht irre. Er wußte, daß diese nach dem Verlust ihrer Station mit einem neuen militärischen Aufgebot wiederkommen und das Verlorene mit Zinsen einholen würden. Da blieb es nach Lage der Sache doch noch das Vorteilhafteste für die Araber, solange es irgend ging, im Frieden mit den Europäern zu leben. Geschäfte waren in den unermeßlichen,

wenig besuchten Gebieten immer noch genug zu machen. Elfenbein gab es überall in reichlichen Mengen und den einträglichen Sklavenhandel konnten die neuen Herren auch nicht mit einem Schlage beseitigen.

Leicht war die Stellung freilich nicht, die Tippu Tip als Vermittler zwischen den beiden widerstrebenden Elementen einnahm, aber das Ansehen, dessen er sich als Angehöriger einer altarabischen Familie und als Herrscher Tausender von Sklaven unter seinen Stammesgenossen erfreute, die überlegene Klugheit, mit der er stets das Richtige erkannte, und die Ruhe des Alters, die ihn von Unbesonnenheiten zurückhielt, setzten ihn in den Stand, Gegensätze, die unüberbrückbar schienen, auszugleichen. Wäre er nicht als Vasall des Kongostaates mehrere Jahre zur Stelle gewesen, so wäre das unter der Asche glimmende Feuer sicher schon vorher zum Ausbruch gekommen. Man vergegenwärtige sich die Situation: Auf der einen Seite die Araber, die alten Herren des Landes, die ein nach ihren Anschauungen gerechtfertigtes Gewerbe hier Jahre lang getrieben hatten, auf der anderen Seite eine europäische Macht eindringend, die sie Schritt vor Schritt in ihren, nach der eigenen Auffassung wohl erworbenen Rechten zu schmälern bemüht war. Die Gegensätze waren zu schroff, um einen dauernden Frieden zu ermöglichen.

Sobald Tippu Tip den Schauplatz verließ und damit sein persönlicher Einfluß schwand, mußte es früher oder später zur Katastrophe kommen. Die Araber bedürfen von ihrem Standpunkt aus gar keiner Entschuldigung, wenn sie schließlich zu den Waffen griffen und auch Tippu Tips jugendlichen Sohn Sef trifft kein Vorwurf, wenn er sich durch das Drängen der in ihren vitalsten Interessen betroffenen Araber zum Angriff gegen die Belgier bestimmen ließ. Die Abrechnung zwischen Arabern und Europäern in jenen Gebieten war eine historische Notwendigkeit, die durch den Einfluß einer großen Persönlichkeit aufgehalten, aber nie ganz vermieden werden konnte.

Lassen wir ruhig die Frage offen, ob Sef den Krieg mit den Belgiern wollte oder nicht, jedenfalls waren durch seinen Angriff auf Ngongo Luteta die Feindseligkeiten eröffnet und die Ereignisse nahmen den Lauf, den sie nehmen mußten. „Es war bestimmt, daß die Sache unglücklich enden sollte," sagt der Autobiograph als Fatalist.

Im einzelnen verliefen die Kämpfe folgendermaßen:*) Sef hatte aus Gründen, die wir unentschieden lassen wollen, Ngongo Luteta an-

*) Vergl. für die folgende Schilderung die Zeitschrift „Le Mouvement Géographique" vom 4. Februar 1894.

[illegible]

[illegible]

[illegible] Kampf [illegible] Dhanis [illegible].

In Kassongo hatte die Nachricht von der Niederlage der Araber am Lomami und dem Tode [illegible] große Erbitterung hervorgerufen. Irrtümlich war auch berichtet worden, Tippu Tips Sohn sei gefallen. Flüchtlinge hatten nämlich gemeldet, sein [illegible] (was sowohl Sohn als Neffe bedeuten kann) Sef sei ums Leben gekommen. Die Araber und Eingeborenen, die bei dem Namen Sef zunächst an den Sohn unseres Helden dachten, waren der Meinung, dieser sei ein Opfer der Kämpfe geworden und aus Rache ermordeten sie die in Kassongo wohnenden Europäer.

Dhanis zog, nachdem er seinen Truppen in Nyangwe eine kurze Rast gegönnt hatte, am 17. April gegen diese Stadt und eroberte sie, von Ngongo Luteta unterstützt, nach erbitterten Kämpfen am 22. desselben Monats. In wilder Flucht räumten die Araber das Feld und viele von ihnen ertranken in dem Flusse Musokoi. Eine große Beute fiel den Eroberern in die Hände, unter anderem drei Tons Elfenbein, zwanzig Zentner Pulver und ebensoviel Repetiergewehre. Ein glücklicher Fund war es, daß auch die letzten Tagebuchblätter des inzwischen ermordeten Emin Paschas hier entdeckt wurden.

Während so die Araber in den südlichen Gebieten bedrängt wurden, hatte auch im Norden, von Basoko aus, dem Zusammenfluß

des Aruwimi und Kongo, Leutnant Chaltin eine Expedition gegen die Aufrührer unternommen. Er war den Kongo und Lomami aufwärts gedampft, hatte dort die von den Arabern verlassenen Ansiedlungen Yangi, Bena, Kamba und Lomo ohne Schwertstreich genommen und marschierte schließlich am 22. April über Land nach der am linken Kongoufer gelegenen Araberstation Riba Riba, die er ebenfalls geräumt fand. In richtiger Überlegung sagte er sich, daß die flüchtigen Araber sich auf ihr Hauptquartier Stanley Falls zurückgezogen haben würden und von Bena Kamba aus fuhr er am 6. Mai mit dem ihm zur Verfügung stehenden Dampfer Ville de Bruxelles nach dorthin ab. Auf dem Wege, bei der Mündung des Lomami, erreichte ihn von Tobbak, dem Chef von Stanley Falls, ein Brief, der seine Vermutung als richtig erwies.

Die dortigen Araber hatten von den Niederlagen ihrer Stammesgenossen in Nyangwe und Kassongo Kenntnis erhalten und zogen jetzt alle noch verfügbaren Streitkräfte zusammen, um einen Entscheidungsschlag gegen die Europäer zu führen. Nach verschiedenen kleineren Plänkeleien wurde in der Nacht zum 12. Mai die holländische Faktorei angegriffen, am nächsten Tage wurde die Niederlassung der belgischen Oberkongogesellschaft von den im Dienst der Araber stehenden Schensis besetzt, zwei Regierungsboote wurden beschossen und selbst ein Angriff auf die Station ward versucht. Mühsam vermochte sich Tobbak gegen die Übermacht zu halten, da, im Augenblick höchster Not, nahte am 18. die Ville de Bruxelles mit den ersehnten Hilfstruppen unter Chaltin. Bei ihrem Anblick ergriffen die Araber die Flucht und die Stadt blieb in den Händen der Europäer.

Mitte Juli eroberte dann noch der von einem Europaurlaub zurückgekehrte Kommandant Ponthier die oberhalb der Stanleyfälle gelegene Station Kirundu. Die Aufständischen erlitten eine schwere Niederlage, 28 Häuptlinge wurden gefangen genommen, auch tausend Gewehre fielen in die Hände der Sieger.

Damit war die arabische Macht am Kongo erschüttert. Die entkommenen Flüchtlinge zogen sich zum Tanganika zurück und vereinigten sich dort mit den Streitkräften Rumalisas, der inzwischen seinen früher vereitelten Plan, die Belgier westlich des Sees anzugreifen, wieder aufgenommen hatte. Da er etwa 3000 Gewehre zur Verfügung hatte, vermochte er den dort weilenden Kapitän Jacques eine Zeit lang schwer zu bedrängen. Dieser rief jedoch Verstärkungen herbei und mit Hilfe der Offiziere Delcommune und Joubert gelang es ihm, den arabischen Bandenführer im September 1892 auf Albertville zurückzuwerfen.

Als die Flüchtlinge aus Kassongo ankamen, stellte Rumalisa nochmals ein starkes Heer auf und zog mit diesem den unter Dhanis und Ponthier anrückenden Belgiern entgegen. An dem Flusse Luama kam es am 20. Oktober 1893 zu einem blutigen Gefecht, das nach heftigen Verlusten auf beiden Seiten mit einem entscheidenden Sieg der Europäer endigte. Die Belgier verloren ihren Kommandeur Ponthier, der seinen in dem Gefecht erhaltenen Wunden nach wenigen Tagen erlag. Auch Tippu Tips Sohn Sef bezahlte, ebenso wie zahlreiche andere Araber, den Angriff mit dem Leben.

Mit diesem Schlage war die Macht der Araber auch westlich des Tanganika gebrochen, die Überlebenden zogen sich, soweit sie nicht in die Hände der Sieger fielen, durch das deutsche Gebiet in die Heimat zurück und haben seitdem nicht wieder versucht, der europäischen Macht offenen Widerstand entgegenzusetzen.

Freilich wäre ihnen dies in der Folgezeit auch kaum möglich gewesen. Am 2. Juli 1890 hatte die in Brüssel zusammengetretene Antisklavereikonferenz ihre bekannte Generalakte angenommen, die in dem Bestreben, den Verwüstungen des afrikanischen Sklavenhandels entgegenzutreten, auch strenge Bestimmungen über den Handel mit Feuerwaffen und Munition enthielt. Die Belgier, die früher Tippu Tip und seinen Leuten Pulver in unbeschränkten Mengen verkauft hatten, hielten nach den trüben Erfahrungen, die sie damit gemacht hatten, nunmehr natürlich auf genaue Innehaltung dieser Vorschriften.

Tippu Tip wurde über all die kriegerischen Ereignisse in seinem ehemaligen Gebiete durch seine Anhänger auf dem Laufenden gehalten, man kann aber seiner Versicherung, daß er an den Feindseligkeiten keinen Anteil hatte, sie im Gegenteil bedauerte, unbedingt Glauben schenken. Alle eingehenden Briefe legte er dem deutschen und englischen Konsul zur Kenntnisnahme vor. Durch deren Berichte wurden auf dem Umwege über Zanzibar in Europa manche Vorgänge eher bekannt, als sie über Brüssel auf amtlichen Wege in die Öffentlichkeit drangen.

Unser Held war sich darüber klar, daß er den Gang der Ereignisse nicht mehr hemmen konnte und mit der stoischen Ruhe des Muhamedaners ertrug er die vielen Verluste, die ihn persönlich trafen: 4500 Frasila Elfenbein, 700 Lasten Kleiderstoffe und 20000 Gewehre hatte er durch den Krieg eingebüßt. Er mochte sich immerhin mit den Schätzen trösten, die er nach und nach in Sicherheit gebracht hatte. Zahlreiche Schamben und Häuser in Zanzibar und an der Küste waren sein eigen.

Aber selbst das sollte ihm noch zum größten Teil streitig gemacht werden. Rumaliſa, der aus den unglücklichen Kämpfen am Tanganika nur das nackte Leben gerettet hatte, auf Schleichwegen — weil er die Rache der Deutschen fürchtete — zur Küste geflüchtet und in einem Fischerbot nach Zanzibar übergesetzt war, trat plötzlich mit einer Forderung hervor, nach der ihm Tippu Tip ein Viertel seines Vermögens schuldete. Er brachte eine Urkunde bei, laut deren er, Tippu Tip und Bwana Nzige einen Gesellschaftsvertrag geschlossen hatten des Inhalts, daß alle Einkünfte, die sie erwerben würden, zwischen ihnen geteilt werden sollten. Tippu Tip sollte die Hälfte, die beiden andern je ein Viertel erhalten.

Unser Held hat die Echtheit dieser Urkunde stets bestritten, ebenso sein Vetter Bwana Nzige. Ihre unter dem Dokument befindlichen Unterschriften bezeichneten beide als gefälscht. Es kam zu einem langwierigen Prozeß vor dem Gericht in Daressalaam und Rumalisa siegte.

Im Anschluß an dieses Urteil stritten sich die Parteien noch lange über die Höhe des von Tippu Tip herauszugebenden Viertels und schlossen schließlich einen gerichtlichen Vergleich, nach dem Tippu Tip sein sämtliches Besitztum an der Küste, unter Aufzählung der einzelnen Objekte, an seinen Gegner abtrat.

Es erwies sich aber bald, daß verschiedene der von ihm überlassenen Vermögenswerte gar nicht existierten, u. a. eine Quantität angeblich in Itahua vergrabenen Elfenbeins und eine Schuldforderung von 6000 Dollar. Da Tippu Tip, der Zanzibaruntertan ist, nach Abtretung seines Vermögens an der Küste in der deutschen Kolonie keinen Gerichtsstand mehr hatte, klagte Rumalisa vor dem Sultansgericht auf Ersatz der nicht vorhandenen Werte. Nach den geltenden Grundsätzen wurde er als deutscher Untertan anerkannt und das deutsche Konsulat unterstützte seine Klage. Es machte von seinem vertragsmäßigen Rechte Gebrauch, die Gerichtssitzungen durch einen Delegierten überwachen zu lassen, und der Verfasser, dem diese Rolle zufiel, hatte so zuerst Gelegenheit, den Helden dieser Erzählung, allerdings von wenig freundlicher Seite, kennen zu lernen. Nach einer schleppenden Prozeßführung wurde endlich in der Berufungsinstanz durch den Sultan selbst für Recht erkannt, daß der Beklagte in Ausführung des Vergleichs noch 6000 Dollar nachzubezahlen hätte.

Dem Kläger war damit freilich nicht viel gedient. Die erstrittene Summe wurde zu einem großen Teil durch die Anwaltsgebühren verschlungen und auf den bleibenden Rest lauerten soviel [illegible] daß er bald nach dem Sieg seinen Konkurs anmeldete

der noch jetzt vor dem Bezirksgericht Daressalaam schwebt. Tippu Tip tröstete sich mit dem Gedanken, daß sich das alte Suaheliwort „Mali ya haramu vanakwenda njia ya haramu“ (Unrecht Gut gedeihet nicht) einmal wieder bewahrheitet hätte.

Noch ein anderer Prozeß machte dem Scheich viel zu schaffen. Die Erben seines Geschäftsfreundes Taria Topan, der Ende der achtziger Jahre gestorben war, behaupteten, zur Zeit von dessen Tode habe Tippu Tip ihm noch 15 000 Rupien geschuldet und klagten auf Zahlung dieser Summe. Die von dem Gericht angeordnete Prüfung der Bücher ergab, daß im Gegenteil noch unser Held 15 000 Rupien von seinem Bankier zu fordern hatte. [illegible] der Spieß nun um und verklagte Tarias Enkel Saleh, der das Geschäft seiner übernommen hatte, auf Zahlung nicht nur dieses Betrages, sondern einer weiteren beträchtlichen Summe, die er aus früheren Handelsunternehmungen von diesem zu fordern hatte. Demzufolge wurde ihm vor kurzer Zeit durch rechtskräftiges Urteil der erstaunliche Betrag von [illegible] Rupien zugesprochen. Viel wird er aber von diesem Geld nicht zu sehen bekommen, denn Saleh hat die Erbschaft seines Großvaters längst durchgebracht.

Im Gegenteil hat unser Held für seine Prozesse nur große Opfer bringen müssen. Der englische Anwalt, der ihn vertrat, hat den stattlichen Betrag von 20 000 Rupien (25 000 Mark) für seine Bemühungen eingesteckt.

Politisch ist Tippu Tip seit seiner endgültigen Rückkehr nach Sansibar nicht mehr hervorgetreten, doch ist er, wie schon in seinen früheren Jahren, stets bestrebt gewesen, sich mit den jeweiligen Machthabern gut zu stellen. Sejjid Ali, der bei seiner Ankunft regierte, war seit langem sein persönlicher Freund und hat ihn stets mit Wohlwollen behandelt, wenn er auch, wie Tippu Tip klagt, geizig war und sich mit Geschenken an seine Günstlinge nicht überanstrengte. Hamed bin Thweni, der nach ihm zur Herrschaft kam, war Tippu Tip gram, weil er ihn einst bei dem Ankauf einer Schamba, auf die der Prinz sein Auge geworfen, überboten hatte. Erst kurz vor Hameds Tod kamen sie in ein leidliches Verhältnis.

Als dieser Sultan starb, versuchte bekanntlich Sejjid Barghasch's jugendlicher Sohn Chalid gegen den Willen der Protektoratsmacht auf den Thron zu steigen. Er besetzte den Palast und es bedurfte einer ganzen englischen Flotte, um ihn zu vertreiben. Als aller Widerstand vergeblich erschien, flüchtete der junge Prinz aus dem über ihm zusammenstürzenden Hause in das deutsche Konsulat und wurde, nachdem er dort einen Monat Unterkunft gefunden, durch ein deutsches Kriegs-

schiff nach Daressalaam übergeführt, wo er jetzt als Gast des Reichs lebt und von vergangener Sultanspracht träumt.

Tippu Tip war dem energischen und sympathischen Sohn seines einstigen Gönners in herzlichster Freundschaft zugethan und hat sich redlich bemüht, ihn von dem verblendeten Vorhaben, mit seinem Häuflein Krieger einer europäischen Großmacht Trotz zu bieten, abzuhalten. In der sichern Voraussicht, daß sein Widerstand erfolglos sein würde, hat er sich nicht an den Kämpfen beteiligt, durch die viele vornehme Araber sich infolge der später über sie verhängten Geldstrafen finanziell ruiniert haben.

Als Nachfolger Hameds wurde dessen Vetter Hamud bin Muhamed eingesetzt. Dieser schloß mit Tippu Tip enge Freundschaft und zählte ihn stets zu seinen Vertrauten. Auf zwei Reisen, die er nach dem afrikanischen Festland unternahm, gehörte der Scheich zu seinen wenigen Begleitern.

Seit Hamuds im vorigen Jahre erfolgten Tode regiert dessen unmündiger Sohn Ali. Er steht jedoch unter der Vormundschaft des englischen Premierministers und hat in die Regierungsgeschäfte noch nicht viel hineinzureden. Da er englisch erzogen wurde, hat er mit den arabischen Kreisen wenig Fühlung.

Tippu Tip ist aber trotzdem im Rat von Zanzibar noch eine gewichtige Persönlichkeit und wo es gilt, etwas für das Land zu tun, da ist er einer der Ersten, die um ihre Ansicht befragt werden. In seiner spöttisch-überlegenen Art pflegt er alsdann mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge zu halten.

Er weiß jedoch, daß die Zeiten arabischen Glanzes vorüber sind und besitzt keinerlei politischen Ehrgeiz mehr. Mit der jugendlichen Tatkraft, die er sich bis ins Greisenalter gewahrt hat, geht der nahezu Siebzigjährige unermüdlich seinen zahlreichen persönlichen Geschäften nach. Sein Vermögen beträgt noch rund eine Million Mark und ist sehr vorteilhaft in Steinhäusern und Landgütern angelegt.

Seine Sehnsucht ist, noch einmal das Wunderland Europa, von dessen Glanz er in Kapstadt einen Vorgeschmack bekommen hat, kennen zu lernen. Auch eine Pilgerreise erwartet Allah noch von ihm, denn der Kuran schreibt vor, daß jeder Muslim, dem es die Mittel erlauben, in seinem Leben mindestens einmal zu der heiligen Stadt Mekka pilgert.

Beide Reisen gedenkt er seiner Zeit zu vereinigen und da er bei seiner Rüstigkeit noch auf ein langes Leben rechnet, hofft er den Plan über kurz oder lang ausführen zu können. In scha Allah!

Inhalts-Verzeichnis.